

---

## Fragmente und Aphorismen.

---

### Fragmente aus den Reisebildern.

Die Pfaffen in Italien haben sich schon längst mit der öffentlichen Meinung abgefunden, das Volk dort ist längst daran gewöhnt, die geistliche Würde von der unwürdigen Person zu unterscheiden, jene zu ehren, wenn auch diese verächtlich ist. Eben der Contrast, den die idealen Pflichten und Ansprüche des geistlichen Standes und die unabweislichen Bedürfnisse der sinnlichen Natur bilden müssen, jener uralte, ewige Conflict zwischen dem Geiste und der Materie, macht die italienischen Pfaffen zu stehenden Charakteren des Volks-Humors, in Satyren, Liedern und Novellen.

Ähnliche Erscheinungen zeigen sich uns überall, wo ein ähnlicher Priesterstand vorhanden ist, z. B. in Hindostan. In den Komödien dieses urfrommen Landes spielt immer ein Bramine die komische Rolle, so zu sagen den Priestergrazioso, ohne daß dadurch die Ehrfurcht, die man seinen Opferrichtungen und seiner privilegierten Heiligkeit schuldig ist, im mindesten beeinträchtigt wird, — eben so wenig, wie ein Italiener mit minderer Andacht bei einem Priester Messe hört oder beichtet, den er noch Tags zuvor betrunken im Straßenkothe gefunden hat. In Deutschland ist das anders, der katholische Priester will da nicht blos seine Würde durch sein Amt, sondern auch sein Amt durch seine Person repräsentiren; und weil er es vielleicht Anfangs mit seinem Berufe wirklich ganz ernsthaft gemeint hat, und er nachher, wenn seine Keuschheits- und Demuthsgelübde etwas mit dem alten Adam kollidiren, sie dennoch nicht öffentlich verletzen will, besonders auch weil er unserem Freunde Krug in Leipzig keine Blöße geben will, so sucht er wenigstens den Schein eines heiligen Wandels zu bewahren. Daber Scheinheiligkeit, Heuchelei und gleichendes Frömmeln bei deutschen Pfaffen; bei den italienischen hingegen viel mehr Durchsichtigkeit der Maske, und eine gewisse feiste Ironie und behagliche Weltverdammung.

Doch was helfen solche allgemeine Reflexionen! Sie können dir wenig nutzen, lieber Leser, wenn du etwa Lust hättest gegen das katholische Pfaffen-

thum zu schreiben. Zu diesem Zwecke muß man, wie gesagt, mit eignen Augen die Gesichter sehen, die dazu gehören. Wahrscheinlich, es ist nicht einmal hinreichend, wenn man sie im königlichen Opernhause zu Berlin gesehen hat. Der vorige Generalintendant that zwar immer das Seinige, um den Krönungszug in der Jungfrau von Orleans so täuschend treu als möglich darzustellen, seinen Landsleuten die Idee einer Prozession zu veranschaulichen und ihnen Pfaffen von allen Couleuren vor Augen zu bringen. Doch das getreueste Costume kann nicht die Originalgesichter ersetzen, und verträdelte man sogar noch extra 100,000 Thaler für goldne Bischofsmützen, festonnirte Chorbenden, buntgestickte Messgewänder, und ähnlichen Kram — so würden doch die protestantisch vernünftigen Nasen, die unter jenen Bischofsmützen hervorprotestiren, die dünnen denkgläubigen Beine, die aus den weißen Spitzen dieser Chorbenden herausgucken, die aufgeklärten Bäuche, denen jene Messgewänder viel zu weit, Alles würde unser Sinen daran erianern, daß keine katholische Geistliche, sondern Berliner Weltliche über die Bühne wandeln.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob der Generalintendant jenen Zug nicht viel besser darstellen und uns das Bild einer Prozession viel treuer vor Augen bringen könnte, wenn er die Rollen der katholischen Pfaffen nicht mehr von den gewöhnlichen Statisten, sondern von jenen

protestantischen Geistlichen spielen Hebe, die in der theologischen Fakultät, in der Kirchenzeitung und auf den Kanzeln am orthodoxesten gegen Vernunft, Weltlust, Genesiß und Teufelthum zu predigen wissen. Es würden dann Gesichter zum Vorschein kommen, deren psäffisches Gepräge gewiß jenen Rollen viel täuschender entspräche.

Ich hasse nicht den Thron, sondern nur das windige Adelgeziefer, das sich in die Ritzen der alten Throne eingnistet, und dessen Charakter uns Montesquieu so genau schildert mit den Worten: „Ehrgeiz im Bunde mit dem Müßiggange, die Gemeinheit im Bunde mit dem Hochmuth, die Begierde, sich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrath, die Treulosigkeit, der Wortbruch, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor Fürstentugend und das Interesse an Fürstenlaster!“ Ich hasse nicht den Altar, sondern ich hasse die Schlangen, die unter dem Gerülle der alten Altäre lauern; die argklugen Schlangen, die unschuldig wie Blumen zu lächeln wissen, während sie heimlich ihr Gift spritzen in den Kelch des Lebens, und Verläumdung zwischen in das Ohr des frommen Peters, die gleißenden Würmer mit weichen Worten —

Mel in ore, verba lactis,  
Fel in corde, fraus in factis.

Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin, hasse ich jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeschöpf, das aus der Putschhaft der weltlichen und der geistlichen Macht entstanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichrist mit der Eselin Christi gezeugt hat. Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deutschland einig und stark und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Unterthanen badern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Mißtrauen ob Kryptokatholizismus oder Kryptoprottestantismus, überall Verkezerung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mystizismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungssucht, und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwärmerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarren.

Für die Religion selber, für ihr heiliges Wesen ist es eben so verderblich, wenn sie mit Privilegien bekleidet ist, wenn ihre Diener vom Staate vorzugsweise dotirt werden und zur Erhaltung dieser Dotationen ihrerseits verpflichtet sind, den Staat zu vertreten, und solchermaßen eine Hand

die andere wäscht, die geistliche die weltliche, und umgekehrt, und ein Wischwasch entsteht, der dem lieben Gott eine Thorheit und den Menschen ein Greuel ist. Hat nun der Staat Gegner, so werden diese auch Feinde der Religion, die der Staat bevorrechtet und die deßhalb seine Allirte ist; und selbst der harmlose Gläubige wird mißtrauisch, wenn er in der Religion auch politische Absicht wittert. Am widerwärtigsten aber ist der Hochmuth der Priester, wenn sie für die Dienste, die sie dem Staate zu leisten glauben, auch auf dessen Unterstützung rechnen dürfen, wenn sie für die geistliche Fessel, die sie ihm, um die Völker zu binden, geliehen haben, auch über seine Bajonnette verfügen können. Die Religion kann nie schlimmer sinken, als wenn sie solchermaßen zur Staatsreligion erhoben wird. es geht dann gleichsam ihre innere Unschuld verloren, und sie wird so öffentlich stolz wie eine deklarierte Mätresse. Freilich werden ihr dann mehr Huldigungen und Ehrfurchtsversicherungen dargebracht, sie feiert täglich neue Siege, in glänzenden Prozessionen, bei solchen Triumphen tragen sogar bonapartistische Generale ihr die Kerzen vor, die stolzesten Geister schwören zu ihrer Fahne, täglich werden Ungläubige bekehrt und getauft — aber dies viele Wasseraufgessen macht die Suppe nicht fetter, und die neuen Rekruten der Staatsreligion gleichen den Soldaten, die Falstaff geworben — sie füllen die Kirche. Von Ausopferung ist gar nicht mehr die

Nebe, wie Kaufmannsdienere mit ihren Musterkarten, so reisen die Missionäre mit ihren Tractätchen und Bekehrungsbüchlein, es ist keine Gefahr mehr bei diesem Geschäfte, und es bewegt sich ganz in merkantiltisch ökonomischen Formen.

Nur so lange die Religionen mit anderen zu rivalisiren haben, und weit mehr verfolgt werden als selbst verfolgen, sind sie herrlich und ehrenwerth, nur da gibr's Begeisterung, Aufopferung, Märtyrer und Palmen. Wie schön, wie heilig, wie heimlich süß war das Christenthum der ersten Jahrhunderte, als es selbst noch seinem göttlichen Stifter glich im Heldenthum des Leidens. Da war's noch die schöne Legende von einem heimlichen Gotte, der in sanfter Jünglingsgestalt unter den Palmen Palästinas wandelte, und Menschenliebe predigte, und jene Freiheit und Gleichheitslehre offenbarte, die auch später die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat, und die als französisches Evangelium unsere Zeit begeistert. Mit jener Religion Christi vergleiche man die verschiedenen Christentümer, die in den verschiedenen Ländern als Staatsreligionen konstituiert worden, z. B. die römisch-apostolisch-katholische Kirche, oder gar jenen Katholizismus ohne Pöfste, den wir als High Church of England herrschen sehen, jenes kläglich morsche Glaubensskelet, worin alles blühende Leben erloschen ist! Wie den Gewerben ist auch den Religionen das Monopolsystem schädlich, durch freie

Concurrenz bleiben sie kräftig, und sie werden erst dann zu ihrer ursprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, sobald die politische Gleichheit der Gottesdienste, so zu sagen die Gewerbefreiheit der Götter eingeführt wird.

Die edelsten Menschen in Europa haben es längst ausgesprochen, daß dieses das einzige Mittel ist, die Religion vor gänzlichem Untergang zu bewahren; doch die Diener derselben werden eher den Altar selbst aufopfern, als daß sie von dem, was darauf geopfert wird, das Mindeste verlieren möchten; eben so wie der Adel eher den Thron selbst und Hochdenjenigen, der hoch darauf sitzt, dem sichersten Verderben überlassen würde, als daß er mit ernstlichem Willen die ungerechteste seiner Gerechsamte aufgäbe. Ist doch das affectirte Interesse für Thron und Altar nur ein Possenspiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! Wer das Kunstgeheimniß belauert hat, weiß, daß die Pfaffen viel weniger als die Layen den Gott respectiren, den sie zu ihrem eigenen Nutzen nach Willkür, aus Brod und Wort zu kneten wissen, und daß die Adligen viel weniger, als es ein Noturier vermöchte, den König respectiren, und sogar eben das Königthum, dem sie öffentlich so viele Ehrfurcht zeigen, und dem sie so viel Ehrfurcht bei Andern zu erwerben suchen, in ihrem Herzen verhöhnen und verachten: — wahrlich, sie gleichen jenen Leuten, die dem gaffenden Publikum, in den Marktbuden, irgend einen Perles oder Riesen,

oder Zwerg oder Wisden, oder Feuerfresser, oder sonstig merkwürdigen Mann für Geld zeigen, und dessen Stärke, Erhabenheit, Kühnheit, Unverletzlichkeit, oder, wenn er ein Zwerg ist, dessen Weisheit, mit der übertriebensten Ruhmredigkeit auspreisen, und dabei in die Trompete stoßen, und eine bunte Tacke tragen, während sie darunter, im Herzen, die Leichtgläubigkeit des stammenden Volkes verlachen, und den armen Hochgepriesenen verspotten, der ihnen aus Gewohnheit des täglichen Anblicks sehr uninteressant geworden und dessen Schwächen und nur adressirte Künste sie allzu genau kennen.

Ueberzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, daß die Könige sich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe ihrer adligen Verächter, daß sie die Etiquetten brechen, ihren marmornen Buden entspringen, und unwillig von sich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponiren sollte den rothen Mantel, der scharfrichterlich abschreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um sie den Volksstimmen zu versperren, den goldnen Stoc, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrschaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige werden frei sein wie andere Menschen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei beirathen, und frei ihre Meinung bekennen, und das ist die Emancipation der Könige.

---

Was bleibt aber den Aristokraten übrig, wenn sie der gekrönten Mittel ihrer Subsistenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volks sind, und ein ehrliches und ein sicheres Regiment führen, durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle der Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einsehen, daß ein Bischof Salböl keinen menschlichen Kopf guillotinenfest machen kann, eben so wie das Volk täglich mehr und mehr einseht, daß man von Oblaten nicht satt wird? Nun freilich, da bleibt der Aristokratie und der Clericei nichts übrig, als sich zu verbünden und gegen die neue Weltordnung zu kabaliren und zu intriguiren.

Vergebliches Bemühen! Eine flammende Aesin, schreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Gekläffe bissiger Pfäffchen und Junkerlein da unten. Wie heulen sie jedesmal, wenn sie sich die Schnauze verbrannt an einem Fuße jener Aesin, oder wenn diese ihnen einmal unversehens auf die Köpfe trat, daß das obscure Gift herausspritzte! Ihr Grimm wendet sich dann um so tückischer gegen einzelne Kinder der Zeit, und, ohnmächtig gegen die Masse, suchen sie an Individuen ihr feiges Muthchen zu kühlen.

Ach! wir müssen es gestehen, manch' armes Kind der Zeit fühlt darum nicht minder die Stiche, die ihm lauernde Pfaffen und Junker im Dunkeln beizubringen wissen, und ach! wenn auch eine Glorie sich zieht um die Wunden des Siegers, so

bluten sie dennoch, und schmerzen dennoch! Es ist ein seltsames Martyrthum, das solche Sieger in unseren Tagen erdulden, es ist nicht abgethan mit einem kühnen Bekenntnisse, wie in früheren Zeiten, wo die Blutzengen ein rasches Schafott fanden oder den jubelnden Holzstoß. Das Wesen des Martyrthums, alles Irdische aufzuopfern für den himmlischen Spas, ist noch immer dasselbe; aber es hat viel verloren von seiner innern Glaubenswürdigkeit, es wurde mehr ein resignirendes Ausdauern, ein beharrliches Ueberdulden, ein lebenslängliches Streben, und da geschieht es sogar, daß in grauen kalten Stunden auch die heiligsten Märtyrer vom Zweifel beschlichen werden. Es gibt nichts Entsetzlicheres, als jene Stunden, wo ein Marcus Brutus zu zweifeln begann an der Wirklichkeit der Tugend, für die er alles geopfert! Und ach! jener war ein Römer und lebte in der Blüthenzeit der Stoa; wir aber sind modern weichen Stoffes, und dazu sehen wir noch das Gedelhen einer Philosophie, die aller Begeisterung nur eine relative Bedeutung zuspricht, und sie somit in sich selbst vernichtet, oder sie allenfalls zu einer selbstbewußten Donquixotterie neutralisirt!

Die kühlen und klugen Philosophen! Wie mitleidig lächeln sie herab auf die Selbstquälereien und Wahnsinnigkeiten eines armen Don Quixotte, und in all ihrer Schulweisheit merken sie nicht, daß jene Donquixotterie dennoch das Preisenswertheste des Lebens, ja das Leben selbst ist, und

daß diese Donquixotterte die ganze Welt, mit allem, was daran, philosophirt, musicirt, adert und gähet, zu kühnerem Schwunge beflügelst! Denn die große Volksmasse, mitsammt den Philosophen, ist, ohne es zu wissen, nichts anders als ein kosofaler Sancho Pansa, der, trotz all seiner nüchternen Prügelscheu und hausbackenen Verständigkeit, dem wahnsinnigen Ritter in allen seinen gefährlichen Abenteuern folgt, gelockt von der versprochenen Belobnung, an die er glaubt, weil er sie wünscht, mehr aber noch getrieben von der mystischen Gewalt, die der Enthusiasmus immer ausübt auf den großen Haufen — wie wir es in allen politischen und religiösen Revolutionen, und vielleicht täglich im kleinsten Ereignisse sehen können.

---

Noch nicht lange her war eine Zeit, wo es den Anschein gewann, als könnte der Sieg der Freiheit noch um ein Jahrhundert verzögert werden. Es war wenigstens bedenklich, wenn man sah, wie unsere Ritter so sichere Gesichter bekamen, wie sie die verbläuten Wappen wieder frischbunt anstreichen ließen, wie sie mit Schild und Speer zu München und Potsdam turnirten wie sie so stolz auf ihren hohen Rossen saßen, als wollten sie nach Quedlinburg reiten, um sich neu auflegen zu lassen bei Gottfried Bassen. Noch unerträglicher waren

die triumphirend tückischen Neugelein unserer Pfäfflein, die ihre langen Ohren so schlau unter der Kapuze zu verbergen wußten, daß wir die verderblichsten Kniffe erwarteten. Man konnte gar nicht vorher wissen, daß die edlen Ritter ihre Pfeile so kläglich verschleßen würden, und meistens anonym, oder wenigstens im Davonjagen, mit abgewendetem Gesichte, wie fliehende Vaschkiren. Eben so wenig konnte man vorher wissen, daß die Schlangentst unserer Pfäfflein so zu Schanden werde — ach! es ist fast Mitleiden erregend, wenn man sieht, wie schlecht sie ihr bestes Gift zu brauchen wissen, da sie uns, aus Wuth, in großen Stücken, den Arsenik an den Kopf werfen, statt ihn lothweis und liebevoll in unsere Suppen zu schütten, wenn man sieht, wie sie aus der alten Kinderwäsche die verjährten Bindeln ihrer Feinde hervor framen, um Unrath zu erschnüffeln, wie sie sogar die Väter ihrer Feinde aus dem Grabe hervor wühlen, um nachzusehen, ob sie etwa beschnittene waren. — O der Thoren! die da meinen entdeckt zu haben, der Löwe gehöre eigentlich zum Raubgeschlecht, und die mit dieser naturgeschichtlichen Entdeckung noch so lang' herum zischen werden, bis die große Kaze das ex ungue leonem an ihrem eigenen Fleische bewährt! O der obskuren Wächte, die nicht eher erleuchtet werden, bis sie selbst an der Laterne hängen! Mit den Gedärmen eines Esels möchte ich meine Leyer be-  
 Seine.

saiten, um sie nach Würden zu besingen, die geschworenen Dammköpfe!

Eine gewaltige Lust ergreift mich! Während ich sitze und schreibe, erklingt Musik unter meinem Fenster, und an dem elegischen Grimm der langgezogenen Melodie erkenne ich jene marseiller Hymne, womit der schöne Barbaroux und seine Gefährten die Stadt Paris begrüßten, jener Ruhreigen der Freiheit, bei dessen Tönen die Schweizer in den Tuileries das Heimweh bekamen, jener triumphirende Todesgesang der Gironde, das alte, süße Wiegenlied —

Welch' ein Lied! Es durchschauert mich mit Feuer und Freude, und entzündet in mir die glühenden Sterne der Begeisterung und die Raketen des Spottes. Ja, diese sollen nicht fehlen, bei dem großen Feuerwerk der Zeit. Klingende Flammenströme des Gesanges sollen sich ergießen von der Höhe der Freiheitslust, in kühnen Kaskaden, wie sich der Ganges herabstürzt vom Himalaya! Und du, holde Satyra, Tochter der gerechten Themis und des hochsühigen Pan, leih' mir deine Hülfe, du bist ja mütterlicher Seite dem Titanengeschlechte entsprossen, und haßest gleich mir die Feinde deiner Sippschaft, die schwächlichen Usurpatoren des Olymps. Leih' mir das Schwert deiner Mutter, damit ich sie richte, die verhaßte Brut, und gib mir die Pöckelsflöte deines Vaters, damit ich sie zu Tode pfeife, —

Schon hören sie das tödtliche Pfeifen, und es ergreift sie der panische Schrecken, und sie entfliehen wieder in Thiergestalten, wie damals, als wir den Pelion stülpten auf den Ossa. —

Aux armes citoyens!

Man that uns armen Titanen sehr Unrecht, als man die düstere Wildheit tadelte, womit wir bei jenem Himmelssturm heraufstoben — ach, da unten im Tartaros, da war es grauenhast und dunkel, und da hörten wir nur Cerberusgeheul und Rettungsklirr. und es ist verächtlich, wenn wir etwas ungeschlacht erschienen, in Berg'eichung mit jenen Göttern comme il faut, die fein und gesittet, in den heiteren Salons des Olymps, so viel lieblichen Nektar und süße Musenkonzerter genossen.

Ich kann nicht weiter schreiben. denn die Musik unter meinem Fenster berauscht mir den Kopf, und immer gewaltiger greift herauf der Refrain:

Aux armes citoyens!



## London.

Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all ihren bunten Leidenschaften, mit all ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses — ich spreche von London.

Schickt einen Philosophen nach London; bei Leibe keinen Poeten! Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke von Cheapstoe, er wird hier mehr lernen, als aus allen Büchern der letzten Leipziger Messe: und wie die Menschenwo-gen ihn umrauchen, so wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufsteigen, der ewige Geist, der darüber schwebt, wird ihn anwehen, die verborgensten Geheimnisse der gesellschaftlichen Ordnung werden sich ihm plötzlich offenbaren, er wird den Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen — denn wenn London die rechte Hand der Welt ist, die thätige, mächtige rechte Hand der Welt, so ist jene Straße, die von der Börse nach Downingstreet führt, als die Pulsader der Welt zu betrachten.

Aber schickt keinen Poeten nach London. Dieser baare Ernst aller Dinge, diese ko'ssiale Einörmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Berdrißlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreiht das Herz. Und wolltet Ihr gar einen deutschen Poeten hinschicken, einen Träumer, der vor jeder einzelnen Erscheinung stehen bleibt, etwa vor einem zerlumpten Bettelweib oder einem blanken Goldschmiedladen — o! dann geht es ihm erst recht schlimm, und er wird von allen Seiten fortgeschoben oder gar mit einem milden God damn! niedergestoßen. God damn, das verdammte Stoßen! Ich merkte bald, dieses Volk hat viel zu thun. Es lebt auf einem großen Fuße, es will, obgleich Futter und Kleider in seinem Lande theurer sind, als bei uns, dennoch besser gefüttert und besser gekleidet sein als wir; wie zur Bornehmheit gebürt, hat es auch große Schulden, dennoch aus Großprablerei wirft es zuweilen seine Guineen zum Fenster hinaus, bezahlt andere Völker, daß sie sich zu seinem Vergnügen herumboxen, gibt dabei ihren respektiven Königen noch außerdem ein gutes Douceur — und deshalb hat John Bull Tag und Nacht zu arbeiten, um Geld zu solchen Ausgaben anzuschaffen. Tag und Nacht muß er sein Gehirn anstrengen zur Erfindung neuer Maschinen, und er sitzt und rechnet im Schweiß seines Angesichts, und rennt und läuft, ohne sich viel umzusehen, vom Hafen nach der Börse, von der Börse nach dem Strand, und

da ist es sehr verzeihlich, wenn er an der Ecke von Gbeapfide einen armen deutschen Poeten, der einen Bilderladen angaffend ihm in dem Wege steht, etwas unsanft auf die Seite stößt. God damn!

Das Bild aber, welches ich an der Ecke von Gbeapfide angaffte, war der Uebergang der Franzosen über die Beresina.

Als ich, aus dieser Betrachtung aufgerüttelt, wieder auf die tosende Straße blickte, wo ein buntschediger Knäul von Männern, Weibern, Kindern, Pferden, Postkutschen, darunter auch ein Leichenzug sich brausend, schreiend, ächzend und knarrend dabinwälzte: da schien es mir, als sei ganz London eine Beresinabrücke, wo jeder in wahnsünniger Angst, um sein bisschen Leben zu fristen, sich durchdringen wil, wo der letzte Reiter den armen Fußgänger niederstampft, wo derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist, wo die besten Kameraden süßlos einer über die Leiche des andern dahin eilen, und Tausende, die, sterbensmatt und blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen.

Wie viel hefterer und wohlsicher ist es dagegen in unserem lieben Deutschland! Wie traumhaft gemacht, wie sabatblüch rubig bewegen sich die Dinge! Rubig züht die Wache auf, im rubigen Sonnenschein glänzen die Uniformen und Häuser, an den Fischen flattern die Schwalben, aus den Fenstern

lächeln die  
Straßen ist  
ruhig an  
leben bleiben  
und tief, tief g  
über den ober  
wider abgeseh  
vergoldetes Gef  
vertheilung!

Ich hatte m  
möglichst Lond  
zu erkaufen.  
Kaufstaben  
er empfangen  
behand elger  
gründlichen  
wie gründlich  
soll diesen  
auf einem u  
Wörterchen  
und ich m  
oben die G  
sehndere M

Diese G  
richte Zeit  
ich brünn  
wischen W  
te breit, des  
Kochschalen

lächeln dicke Justizräthinnen, auf den hallenden Straßen ist Platz genug; die Hunde können sich gehörig anriechen, die Menschen können bequem stehen bleiben und über das Theater discurren und tief, tief grüßen. wenn irgend ein vornehmes Lümpchen oder Vigelümpchen, mit bunten Bändchen auf dem abgeschabten Röckchen, oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarschälkchen gnädig wiedergrüßend vorbeitzänzelt!

Ich hatte mir vorgenommen, über die Großartigkeit Londons, wovon ich so viel gehört, nicht zu erstaunen. Aber es ging mir wie dem armen Schulknaben, der sich vornahm, die Prügel, die er empfangen sollte, nicht zu fühlen. Die Sache bestand eigentlich in dem Umstande, daß er die gewöhnlichen Hiebe mit dem gewöhnlichen Stocke, wie gewöhnlich, auf dem Rücken erwartete, und statt dessen eine ungewöhnliche Tracht Schläge, auf einem ungewöhnlichen Plage, mit einem dünnen Röhrchen empfing. Ich erwartete große Paläste und sah nichts als lauter kleine Häuser. Aber eben die Gleichförmigkeit derselben und ihre unabhsehbare Menge imponirt so gewaltig.

Diese Häuser von Ziegelsteinen bekommen durch feuchte Luft und Kohlendampf gleiche Farbe, nämlich bräunliches Olivengrün; sie sind alle von derselben Bauart, gewöhnlich zwei oder drei Fenster breit, drei hoch, und oben mit kleinen rothen Schornsteinen gezert, die wie blutig ausgerissene

Zähne ausseben, dergestalt, daß die breiten, regelrechten Straßen, die sie bilden, nur zwei unendlich lange, kasernenartige Häuser zu sein scheinen. Dieses hat wohl seinen Grund in dem Umstande, daß jede englische Familie, und bestände sie auch nur aus zwei Personen, dennoch ein ganzes Haus, ihr eignes Castell, bewohnen will, und reiche Speculanten, solchem Bedürfniß entgegen kommend, ganze Straßen bauen, worin sie die Häuser einzeln wieder verbökern. In den Hauptstraßen der City, demjenigen Theil Londons wo der Sitz des Handels und der Gewerke, wo noch altertbümlische Gebäude zwischen den neuen zerstreut sind, und wo auch die Vorderseite der Häuser mit essenslangen Namen und Zahlen, gewöhnlich go dig und relief, bis an's Dach bedeckt sind: da ist jene charakteristische Eintörmigkeit der Häuser nicht so auffallend, um so weniger da das Auge des Fremden unaufhörlich beschäftigt wird durch den wunderbaren Anblick neuer und schöner Gegenstände, die an den Fenstern der Kaufläden ausgestellt sind. Nicht bloß diese Gegenstände selbst machen den größten Effekt, weil der Engländer Alles, was er verfertigt, auch vollendet liefert, und jeder Luxusartikel, jede Uhrallampe und jeder Stiefel, jede Theekanne und jeder Weiberrock uns so finished und einladend entgegen glänzt: sondern auch die Kunst der Aufstellung, Farbenc Contrast und Mannichfaltigkeit gibt den englischen Kaufläden einen eigenen Reiz; selbst die

alltäglichen Lebensbedürfnisse erscheinen in einem überraschenden Zauber glanze, gewöhnliche Schwaa-  
ren locken uns durch ihre neue Beleuchtung, sogar  
rohe Fische liegen so wohlgefällig appretirt, daß  
uns der regenbogenfarbige Glanz ihrer Schwuppen  
erhöht, rohes Fleisch liegt wie gemalt auf saubern,  
bunten Porzellantellerchen mit lachender Peterflie  
umkränzt, ja Alles erscheint uns wie gemalt und  
mahnt uns an die glänzenden und doch so be-  
scheidenen Bilder des Franz Meieris. Nur die  
Menschen sind nicht so heiter wie auf diesen hol-  
ländischen Gemälden, mit den ernsthaftesten Ge-  
sichtern verkaufen sie die lustigsten Sittsachen,  
und Zuschnitt und Farbe ihrer Kleidung ist gleich-  
förmig wie ihre Häuser.

Auf der entgegengesetzten Seite Londons, die  
man das Westende nennt, the west end of the  
town, und wo die vornehmere und minder be-  
schäftigte Welt lebt, ist jene Einförm'gkeit noch  
vorherrschender; doch gibt es hier ganze lange,  
gar breite Straßen, wo alle Häuser groß wie  
Paläste, aber äußerlich nichts weniger als aus-  
gezeichnet sind, außer daß man hier, wie an allen  
nicht ganz ordinären Wohnhäusern Londons, die  
Fenster der ersten Etage mit eisengitterigen Ballo-  
nen verziert sieht und auch au rez de chaussée  
ein schwarzes Gitterwerk findet, wodurch eine in  
die Erde gegrabene Kellernwohnung geschützt wird.  
Auch findet man in diesem Theile der Stadt große  
Squares: Reihen von Häusern gleich den oben

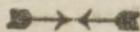
beschriebenen, die ein Viereck bilden, in dessen Mitte ein von schwarzem Eisengitter verschlossener Garten mit irgend einer Statue befindlich ist. Auf allen diesen Plätzen und Straßen wird das Auge des Fremden nirgends beleidigt von häufigen Hütten des Elends. Ueberall strahlt Reichtum und Vornehmheit, und hineingedrängt in abgelegene Gäßchen und dunkle, feuchte Gänge wohnt die Armuth mit ihren Lumpen und ihren Thränen.

Der Fremde, der die großen Straßen Londons durchwandert und nicht just in die eigentlichen Pöbelquartiere geräth, sieht daher Nichts oder sehr Wenig von dem vielen Elend, das in London vorhanden ist. - Nur hie und da, am Eingange eines dunklen Gäßchens, steht schweigend ein zerseztes Weib, mit einem Säugling an der abgebärmten Brust, und bettelt mit den Augen. Vielleicht wenn diese Augen noch schön sind, schaut man ein Mal hinein — und erschrickt ob der Welt von Jammer, die man darin geschaut hat. Die gewöhnlichen Bettler sind alte Leute, meistens Mochren, die an den Straßenecken stehen, und, was im kothigen London sehr nützlich ist, einen Pfad für Fußgänger lehren und dafür eine Kupfermünze verlangen. Die Armuth in Gesellschaft des Lasters und des Verbrechens schleicht erst des Abends aus ihren Schlupfwinkeln. Sie scheut das Tageslicht um so ängstlicher, je grauenvoller ihr Elend kontrastirt mit dem Uebermuthe

des Reichthums, der überall hervoryrunkt; nur der Hunger treibt sie manchmal um Mittagszeit aus dem dunkeln Gäßchen, und da steht sie mit stummen, sprechenden Augen und starrt lebend empor zu dem reichen Kaufmann, der geschäftig-geldklimpernd vorüberreist, oder zu dem müßigen Lord, der, wie ein satter Gott, auf hohem Roß einber reitet und auf das Menschengewühl unter ihm dann und wann einen gleichgültig vornehmen Blick wirft, als wären es winzige Ameisen, oder doch nur ein Haufen niedriger Geschöpfe, deren Last und Schmerz mit seinen Gefühlen Nichts gemein hat — denn über dem Menschengefüdel, das am Erdboden festklebt, schwebt Englands Nobilität wie Wesen höherer Art, die das kleine England nur als ihr Absteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Gesellschaftssaal, ja die ganze Welt als ihr Eigenthum betrachten. Ohne Sorgen und ohne Schranken schweben sie dahin, und ihr Gold ist ein Talisman, der ihre tollsten Wünsche in Erfüllung zaubert.

Arme Armuth! wie peinigend muß dein Hunger sein, dort wo Andere im höhnenden Ueberflusse schwelgen! Und hat man dir auch mit gleichgültiger Hand eine Brodkruste in den Schooß geworfen, wie bitter müssen die Thränen sein, womit du sie erweichst! Du vergiftest dich mit deinen eignen Thränen. Wohl hast du recht, wenn du dich zu dem Laster und dem Verbrechen gefestest.

Ausgestoßene Verbrecher tragen oft mehr Menschlichkeit im Herzen, als jene läßlichen, untadelhaften Staatsbürger der Tugend, in deren bleichen Herzen die Kraft des Bösen erloschen ist, aber auch die Kraft des Guten. Und gar das Laster ist nicht immer Laster. Ich habe Weiber gesehen, auf deren Wangen das rothe Laster gemalt war, und in ihrem Herzen wohnte himmlische Reinheit. Ich habe Weiber gesehen — ich wollt', ich sähe sie wieder! —



### Henry Brougham.

Auf der ersten Bank (im Hause der Gemeinen), zur linken Seite des Sprechers, sitzt eine Gestalt, die so lange bei der Studirlampe gebockt zu haben scheint, daß nicht bloß die Blüthe des Lebens, sondern die Lebenskraft selbst zu erlöschen begonnen; und doch ist es diese scheinbar hüßlose Gestalt, die alle Augen des ganzen Hauses auf sich zieht, und die so wie sie sich in ihrer mechanischen, automatischen Weise zum Aufstehen bemüht, alle Schnellschreiber hinter uns in flughende Bewegung setzt, während alle Lücken auf der Gallerie, als sey sie ein massives Steingewölbe, ausgefüllt werden, und durch die beiden Seiten

ihren noch das Gewicht der draußen stehenden Menschenmenge hereinbrängt. Unten im Hause scheint sich ein gleiches Interesse kund zu geben; denn so wie jene Gestalt sich langsam in einer vertikalen Krümmung, oder vielmehr in einem vertikalen Bücksaß fleißig zusammengefügt Linien auseinander wickelt, sind die Paar sonstigen Zeloten auf beiden Seiten, die sich schreitend entgegen dämten wollten, schnell wieder auf ihre Sitze zurückgeunken, als hätten sie eine verborgene Winobüchse unter der Robe des Sprechers bemerkt.

Nach diesem vorbereitenden Geräusch und während der athemlosen Stille, die darauf folgte, hat sich Henry Brougham langsam und bedächtigen Schrittes dem Tische genähert, und bleibt dort zusammengebückt stehen — die Schultern in die Höhe gezogen, der Kopf vorwärts gebeugt, seine Oberlippe und Nasenflügel in zitternder Bewegung, als fürchte er ein Wort zu sprechen. Sein Aussehen, sein Wesen gleicht fast einem jener Prediger, die auf freiem Felde predigen — nicht einem modernen Manne dieser Art, der die müßige Sonntagsmenge nach sich zieht, sondern einem solchen Prediger aus alten Zeiten, der die Reinheit des Glaubens zu erhalten und in der Wildniß zu verbreiten suchte, wenn sie aus der Stadt und selbst aus der Kirche verbannt war. Die Töne seiner Stimme sind voll und melodisch, doch sie erheben sich langsam, be-

dächtig, und wie man zu glauben versucht ist, auch sehr mühsam, so daß man nicht weiß, ob die geistige Macht des Mannes unfähig ist, den Gegenstand zu beherrschen, oder ob seine physische Kraft unfähig ist, ihn auszusprechen. Sein erster Satz, oder vielmehr die ersten Glieder seines Satzes — denn man findet bald, daß bei ihm jeder Satz in Form und Gehalt weiter reicht, als die ganze Rede mancher anderen Leute — kommen sehr kalt und unsicher hervor, und überhaupt so entfernt von der eigentlichen Streitfrage, daß man nicht begreifen kann, wie er sie darauf hinbiegen wird. Jeder dieser Sätze, freilich, ist tief, klar, an und für sich selbst befriedigend, sichtbar mit künstlicher Wahl aus den gewähltesten Materialien deducirt, und mögen sie kommen aus welchem Fache des Wissens es immerhin sein mag, so enthalten sie doch dessen reinste Essenz. Man fühlt, daß sie alle nach einer bestimmten Richtung hingebogen werden, und zwar hingebogen mit einer starken Kraft; aber diese Kraft ist noch immer unsichtbar wie der Wind und wie von diesem, weiß man nicht, woher sie kommt und wohin sie geht.

Wenn aber eine hinreichende Anzahl von diesen Anfangssätzen vorausgeschickt sind, wenn jeder Hülfssatz, den menschliche Wissenschaft zur Feststellung einer Schlußfolge bieten kann, in Dienst genommen worden, wenn jeder Einspruch durch einen einzigen Stoß erfolgreich vorgeschoben ist,

wenn das ganze Heer politischer und moralischer Wahrheiten in Schlachtordnung steht — dann bewegt es sich vorwärts zur Entscheidung, fest zusammen geschlossen wie eine macedonische Phalanx, und unwiderstehlich wie Hochländer, die mit gefälltem Bajonnette eindringen.

Ist ein Hauptsatz gewonnen mit dieser scheinbaren Schwäche und Unsicherheit, wohinter sich aber eine wirkliche Kraft und Festigkeit verborgen hielt, dann erhebt sich der Redner, sowohl körperlich als geistig, und mit kühnerem und kürzerem Angriff erstickt er einen zweiten Hauptsatz, nach dem dritten erkämpft er einen dritten, nach dem dritten einen vierten, und so weiter, bis alle Prinzipien und die ganze Philosophie der Streitfrage gleichsam erobert sind, bis jeder im Hause, der Ohren zum Hören und ein Herz zum Fühlen hat, von den Wahrheiten, die er eben vernommen, so unwiderstehlich, wie von seiner eigenen Existenz, überzeugt ist, so daß Brougham, wollte er hier stehen bleiben, schon unbedingt als der größte Logiker der St. Stephanskapelle gelten könnte. Die geistigen Hülfquellen des Mannes sind wirklich bewunderungswürdig, und er erinnert fast an das altnordische Märchen, wo einer immer die ersten Meister in jedem Fache des Wissens geädthet hat und dadurch der Alleinerbe ihrer sämtlichen Geistesfähigkeiten geworden ist. Der Gegenstand mag sein wie er will, erhaben oder gemeinpläßig, abstruse oder praktisch, so kennt ihn dennoch

Heinrich Brougham, und er kennt ihn ganz aus dem Grunde. Andre mögen mit ihm wetteifern, ja einer oder der andere mag ihn sogar übertreffen in der Kenntniß äußerer Schönheiten der alten Literatur, aber Niemand ist tiefer als er durchdrungen von der herrlichen und glühenden Philosophie, die gewiß als ein kostbarster Edelstein hervorglänzt aus jenen Schmuckkästchen, die uns das Alterthum hinterlassen hat. Brougham gebraucht nicht die klare, fehlerfreie und dabei etwas höfliche Sprache des Cicero; eben so wenig sind seine Reden in der Form denen des Demosthenes ähnlich, obgleich sie etwas von dessen Farbe an sich tragen; aber ihm fehlen weder die strenglogischen Schlüsse des römischen Redners, noch die schrecklichen Zornworte des Griechen. Dazu kommt noch, daß keiner besser als er es versteht, das Wissen des Tages in seinen Parlamentsreden zu benutzen, so daß diese zuweilen, abgesehen von ihrer politischen Tendenz und Bedeutung, schon als bloße Vorlesungen über Philosophie, Literatur und Künste unsre Bewunderung verdienen würden.

Es ist indessen gänzlich unmöglich, den Charakter dieses Mannes zu analysiren, während man ihn sprechen hört. Wenn er, wie schon oben erwähnt, das Gebäude seiner Rede auf einen guten philosophischen Boden und in der Tiefe der Vernunft gegründet hat; wenn er nochmals zu dieser Arbeit zurückgekehrt, Senfblei und Nichtmaß ablegt,

um zu untersuchen, ob alles in Ordnung ist, und mit einer Fiesenhand zu prüfen scheint, ob alles auch sicher zusammenhält; wenn er die Gedanken aller Zuhörer mit Argumenten festgebunden, wie mit Seilen, die Keiner zu zerreißen im Stande ist — dann springt er gewaltig auf das Gebäude, das er sich gezimmert hat, es erbebt sich seine Gestalt und sein Ton, er beschwört die Leidenschaften aus ihren geheimsten Winkeln, und überwältigt und erschüttert die maulaussperrenden Parlamentsgenossen und das ganze, dröhnende Haus. Jene Stimme, die erst so leise und anspruchslos war, gleicht jetzt dem betäubenden Brausen und den unendlichen Wogen des Meeres; jene Gestalt, die vorher unter ihrem eigenen Gewichte zu sinken schien, sieht jetzt aus, als hätte sie Nerven von Stahl, Sehnen von Kupfer, ja als sei sie unsterblich und unveränderlich wie die Wahrheiten, die sie eben ausgesprochen; jenes Gesicht, welches vorher blaß und kalt war wie ein Stein, ist jetzt belebt und leuchtend, als wäre der innere Geist noch mächtiger, als die gesprochenen Worte; und jene Augen, die uns anfänglich mit ihren blauen und stillen Kreisen so demüthig ansahen, als wollten sie unsre Nachsicht und Verzeihung erbitten, aus denselben Augen schießt jetzt ein meteorisches Feuer, das alle Herzen zur Bewunderung entzündet. So schließt der zweite, der leidenschaftliche oder deklamatorische Theil der Rede.

Wenn er das erreicht hat, was man für den Gipfel der Beredsamkeit halten möchte, wenn er gleichsam umher blickt, um die Bewunderung, die er hervorgebracht, mit Hobnlächeln zu betrachten, dann sinkt seine Gestalt wieder zusammen und auch seine Stimme fällt herab bis zum sonderbarsten Flüstern, das jemals aus der Brust eines Menschen hervorgekommen. Dieses seltsame Herabstimmen, oder vielmehr Fallenlassen des Ausdrucks, der Geberde und der Stimme, welches Brougdam in einer Vollkommenheit besitzt, wie es bei gar keinem anderen Redner gefunden wird, bringt eine wunderbare Wirkung hervor; und jene tiefen, feierlichen, fast hingemurmelten Worte, die jedoch bis auf den Anhauch jeder einzelnen Sylbe vollkommen vernehmbar sind, tragen in sich eine Zaubergewalt, der man nicht widerstehen kann, selbst wenn man sie zum ersten Male hört und ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung noch nicht kennen gelernt hat. Man glaube nur nicht etwa, der Redner oder die Rede sei erschöpft. Diese gemilderten Blicke, diese gedämpften Töne bedeuten nichts weniger als den Anfang einer Perorazion, womit der Redner, als ob er fühle, daß er etwas zu weit gegangen, seine Gegner wieder besänftigen will. Im Gegentheil, dieses Zusammenkrümmen des Leibes ist kein Zeichen von Schwäche, und dieses Fallenlassen der Stimme ist kein Vorzeichen von Furcht und Unterwürfigkeit: es ist das lose, hangende Vorbeugen des Leibes bei einem

Ringer, der die Gelegenheit erspäht, wo er seinen Gegner desto gewaltsamer umwinden kann, es ist das Zurückspringen des Tigers, der gleich darauf mit desto sicherern Krallen auf seine Beute losflürzt, es ist das Zeichen, daß Heinrich Brougham seine ganze Rüstung anlegt und seine mächtigste Waffe ergreift. In seinen Argumenten war er klar und überzeugend; in seiner Beschwörung der Leidenschaften war er zwar etwas hochmüthig, doch auch mächtig und siegreich; jetzt aber legt er den letzten, ungeheuersten Pfeil auf seinen Bogen — er wird fürchterlich in seinen Invektiven. Wehe dem Manne, dem jenes Auge, das vorher so ruhig und blau war, jetzt entgegenflammt aus dem geheimnißvollen Dunkel dieser zusammengezogenen Braunen! Wehe dem Wicht, dem diese halbgeflüsteren Worte ein Vorzeichen sind von dem Unheil, das über ihn heranschwebt!

Wer als ein Fremder vielleicht heute zum ersten Mal die Gallerie des Parlaments besucht, weiß nicht, was jetzt kommen wird. Er sieht bloß einen Mann, der ihn mit seinen Argumenten überzeugt, mit seiner Leidenschaft erwärmt hat, und jetzt mit jenem sonderbaren Flüstern einen sehr lahmen, schwächlichen Schluß anzubringen scheint. O Fremdling! wärest du bekannt mit den Erscheinungen dieses Hauses und auf einem Sitze, wo du alle Parlamentsglieder übersehen könntest, so würdest du bald merken, daß diese in Betreff eines solchen

lahmen, schwächlichen Schlusses durchaus nicht deiner Meinung sind. Du würdest Manchen bemerken, den Parteiſucht oder Anmaßung in dieſes ſtürmiſche Meer, ohne gehörigen Ballaſt und das nöthige Steuerruder, hineingetrieben hat, und der nun ſo fürchtſam und ängſtlich umberblickt wie ein Schiffer auf dem chineſiſchen Meere, wenn er an einer Seite des Horizontes jene dunkle Ruhe entdeckt, die ein ſicheres Vorzeichen iſt, daß von der andern Seite, ehe eine Minute vergeht, der Typhon heranweht mit ſeinem verderblichen Hauche; — du würdeſt irgend einen kleinen Mann bemerken, der faſt greinen möchte und an Leib und Seele ſchauert wie ein kleines Vögelchen, das in die Zaubernähe einer Klapperschlange gerathen iſt, ſeine Gefahr entſetzlich fühlt und ſich doch nicht helfen kann und mit jämmerlich närrischer Miene dem Untergange ſich darbietet: — du würdeſt einen langen Antagoniſten bemerken, der ſich mit ſchlotternden Beinen an der Bank feſtklammert, damit der heranziehende Sturm ihn nicht fortſegt; — oder du bemerkſt ſogar einen ſtattlichen, wohlbeleibten Repräſentanten irgend einer fetten Graſſchaft, der beide Fäuſte in das Riſſen ſeiner Bank hinein-gräbt, völlig entſchloſſen, im Fall ein Mann von ſeiner Wichtigkeit aus dem Hauſe geſchleudert würde, dennoch ſeinen Sitz zu bewahren und unter ſich von dannen zu führen.

Und nun kommt es: — die Worte, welche ſo tiefgeflüſtert und gemurmelt wurden, ſchwellen an

so laut, daß sie selbst den Jubelruf der eignen Partei übertönen, und nachdem irgend ein unglückseliger Gegner bis auf die Knochen geschunden, und seine verstümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgestampft worden, dann ist der Leib des Redners wie niedergebroschen und zerschlagen von der Kraft seines eignen Geistes, er sinkt auf seinen Sitz zurück und der Beifalllärm der Versammlung kann jetzt unaufhaltbar hervorbrechen.“



## Fragmente.

Nicht mehr die gekrönten Häuptlinge, sondern die Völker selbst sind die Helden der neuern Zeit, auch diese Helden haben eine heilige Allianz geschlossen, sie halten zusammen, wo es gilt für das gemeinsame Recht, für das Völkerrecht der religiösen und politischen Freiheit, sie sind verbunden durch die Idee, sie haben sie beschworen und dafür geblutet, ja sie sind selbst zur Idee geworden — und deshalb zuckt es gleich schmerzhaft durch alle Völkerherzen, wenn irgendwo, sei es auch im äußersten Winkel der Erde, die Idee beleidigt wird.

Wellington ist ein kleiner Mensch, und noch weniger als klein. Die Franzosen haben von Boscignac nichts Kergeres sagen können, als: er sey ein Wellington ohne Ruhm. In der That, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarschalluniform des Ruhmes auszieht?

Aber nicht bloß die Helden der Revolution selbst, sondern sogar unser ganzes Zeitalter hat man verläumdete, die ganze Litargie unserer heiligsten Ideen hat man parodirt, mit unerhörtem Frevel, und wenn man sie hört oder liest, unsere schönsten Verächter, so heißt das Volk die Canaille, die Freiheit heißt Frechheit, und mit himmelnden Augen und frommen Seufzern wird geklagt und bedauert, wir wären frivol und hätten leider keine Religion. Heuchlerische Duckmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einher schleichen, wagen es, ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzlast kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße risse über die neueren Pharisäer und Sadducäer. Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Witzreißerei und Persiflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Späß ihn angezündigt,



## Norderney.

Auf einem gewissen Standpunkte ist alles gleich groß und gleich klein, und an die großen europäischen Zeitverwandlungen werde ich erinnert, indem ich den kleinen Zustand unserer armen Insulaner betrachte. Auch diese stehen an der Grenze einer solchen neuen Zeit, und ihre alte Sinneseinheit und Einfalt wird gestört durch das Gedeihen des biesigen Seebades, indem sie dessen Gästen etwas Neues ablauschen, was sie nicht mit ihrer altberkömmlichen Lebensweise zu vereinen wissen. Stehen sie des Abends vor den erleuchteten Fenstern des Conversationshauses, und betrachten dort die Verhandlungen der Herren und Damen, die verständlichen Blicke, die begehrtlichen Grimassen, das lüsterne Tanzen, das vergnügte Schmausen, das habfüchtige Spielen u. s. w., so bleibt dieses nicht ohne schlimme Folgen für diese Menschen, die von dem Geldgewinn, der ihnen durch die Badeanstalt zufließt, nimmermehr aufgewogen werden. Dieses Geld reicht nicht hin für die eindringenden neuen Bedürfnisse; daher innere Lebensföderung, schlimmer Anreiz, großer Schmerz. Als ich ein Knabe war, süßte ich immer eine brennende Sehnsucht, wenn schöngebackene Torten, wovon ich nichts be-

kommen sollte, duftig offen bei mir vorübergetragen wurden, späterhin stachelte mich dasselbe Gefühl, wenn ich modisch entblößte, schöne Damen vorbeispazieren sah; und ich denke jetzt, die armen Insulaner, die noch in einem Kindheitszustande leben, haben hier oft Gelegenheit zu ähnlichen Empfindungen und es wäre gut, wenn die Eigenthümer der schönen Torten und Frauen solche etwas mehr verdeckten. Diese vielen unbedeckten Delikatessen, woran jene Leute nur die Augen weiden können, müssen ihren Appetit sehr stark wecken, und, wenn die armen Insulanerinnen, in ihrer Schwangerschaft, allerlei süßgebäckene Gelüste bekommen, und am Ende sogar Kinder gebären, die den Badegästen ähnlich sehen, so ist das leicht zu erklären. Ich will hier durchaus auf kein unsittliches Verhältniß anspielen. Die Tugend der Insulanerinnen wird durch ihre Häßlichkeit und gar besonders durch ihren Fischgeruch, der mir wenigstens unerträglich war, vor der Hand geschützt. Auch hat man für die Badezeit einige Personen vom festen Lande hierher verpflanzt, die alle Sünden der fremden Gäste in sich aufnehmen, und dadurch die Insulanerinnen vor allen schlimmen Einflüssen sichern sollen. Allein, das ist eine schlechte Maßregel, die nicht für eine kleine Insel, sondern allenfalls für eine große Seestadt paßt, wo die öffentlichen Personen gleichsam die Bollwerke und Abhänger sind, wodurch die Moralität der Bürgerstöchter geschützt wird; wie man mir denn wirk-

Ich in Hamburg ein breites Weibsbild gezeigt hat, das solchermassen den halben Wandrahm deckt, so wie auch eine lange, magere Blitzableiterin, wodurch die große Johannisstraße im Sommer gesichert wird.

Wie gesagt, die Tugend der Insulanerinnen ist vor der Hand geschützt, und wenn sie Kinder mit badegäßlichen Gesichtern zur Welt bringen, so erklärt sich dieses aus jenen psychologischen Gesetzen, die Götthe in den Wahlverwandtschaften so schön entwickelt. Wie viele räthselhafte Naturerscheinungen sich durch jene Gesetze erklären lassen, ist erstaunlich. Als ich voriges Jahr durch Seesturm nach einer andern ostfriesischen Insel verschlagen wurde, sah ich dort in einer Schifferhütte einen schlechten Kupferstich hängen, la tentation du vieillard überschrieben, und einen Greis darstellend, der in seinen Studien gestört wird durch die Erscheinung eines nackten Weibes, das bis an die Hüften aus einer Wolke hervortauht; und, sonderbar! die Tochter des Schiffers hatte dasselbe lüsterne Mopsgeßicht wie das Weib auf jenem Bilde. Um ein anderes Beispiel zu erwähnen: im Hause eines Geldwechslers, dessen geschäftsführende Frau das Gepräge der Münzen immer am sorgfältigsten betrachtet, fand ich, daß die Kinder in ihren Gesichtern eine erstaunliche Aehnlichkeit hatten mit den größten Monarchen Europa's, und wenn sie alle beisammen waren und

mit einander stritten, glaubte ich einen kleinen Congress zu sehen.

Deßhalb ist das Gepräge der Münzen kein gleichgültiger Gegenstand für den Politiker. Da die Leute das Geld so innig lieben und gewiß liebevoll betrachten, so bekommen die Kinder sehr oft die Züge des Landesfürsten, der darauf geprägt ist, und der arme Fürst kommt in den Verdacht, der Vater seiner Unterthanen zu sein. Die Bourbonen haben ihre guten Gründe, die Napoleonsköpfe einzuschmelzen; sie wollen nicht mehr unter ihren Franzosen so viele Napoleonsköpfe sehen. Preußen hat es in der Münzpolitik am weitesten gebracht, man weiß es dort, durch eine verständige Beimischung von Kupfer, so einzurichten, daß die Wangen des Königs auf der neuen Scheidemünze gleich roth werden, und seit einiger Zeit haben daher die Kinder in Preußen ein weit gesünderes Ansehen als früherhin, und es ist ordentlich eine Freude, wenn man ihre blühenden Silbergroßengessichtchen betrachtet.

---

Die Jagd am Strande soll ebenfalls ein großes Vergnügen gewähren. Was mich betrifft, so weiß ich es nicht sonderlich zu schätzen. Der Sinn für das Edle, Schöne und Gute läßt sich oft durch Erziehung den Menschen beibringen; aber der Sinn für die Jagd liegt im Blute. Wenn die

Ahnen, schon seit undenklichen Zeiten, Rehböcke  
 geschossen haben, so findet auch der Enkel ein  
 Vergnügen an dieser legitimen Beschäftigung.  
 Meine Ahnen gehörten aber nicht zu den Jagen-  
 den, viel eher zu den Bejagten, und soll ich auf  
 die Nachkömmlinge ihrer ehemaligen Kollegen los-  
 drücken, so empört sich dawider mein Blut. Ja,  
 aus Erfahrung weiß ich, daß, nach abgesteckter  
 Mensur, es mir weit leichter wird, auf einen Jä-  
 ger loszudrücken, der die Zeiten zurückwünscht, wo  
 auch Menschen zur hohen Jagd gehörten. Gott-  
 lob, diese Zeiten sind vorüber! Gelüstet es jezt  
 solche Jäger wieder einen Menschen zu jagen, so  
 müssen sie ihn dafür bezahlen, wie z. B. den  
 Schnellläufer, den ich vor zwei Jahren in Göttingen  
 sah. Der arme Mensch hatte sich schon in  
 der schwülen Sonntagshitze ziemlich müde gelaufen,  
 als einige hannövrische Junker, die dort Hu-  
 manoria studirten, ihm ein paar Thaler boten,  
 wenn er den zurückgelegten Weg nochmals laufen  
 wolle; und der Mensch lief, und er war todtblaß  
 und trug eine rotbe Tasse, und dicht hinter ihm,  
 im wirbelnden Staube, galoppirten die wohlge-  
 nährten, edlen Jünglinge, auf hohen Rossen, deren  
 Hufen zuweilen den gebehten, keuchenden Men-  
 schen trafen, und es war ein Mensch.

Des Versuchs halber, denn ich muß mein Blut  
 besser gewöhnen, ging ich gestern auf die Jagd.  
 Ich schoß nach einigen Möven, die gar zu sicher  
 umherflatterten, und doch nicht bestimmt wissen

konnten, daß ich schlecht schieße. Ich wollte sie nicht treffen und sie nur warnen, sich ein andermal vor Leuten mit Flinten in Acht zu nehmen; aber mein Schuß ging fehl, und ich hatte das Unglück eine junge Möve todt zu schießen. Es ist gut, daß es keine alte war; denn was wäre dann aus den armen kleinen Mädchen geworden, die noch unbefledert im Sandneste der großen Düne liegen, und ohne die Mutter verhungern müßten. Mir ahndete schon vorher, daß mich auf der Jagd ein Mißgeschick treffen würde; ein Gase war mir über den Weg gelaufen.

Gar besonders wunderbar wird mir zu Muthe, wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wandle, hinter mir flache Dünen, vor mir das wogende, unermessliche Meer, über mir der Himmel wie eine riesige Krystallkuppel — ich erscheine mir dann selbst sehr ameisenklein, und dennoch dehnt sich meine Seele so weitenweit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie sie mich hier umgibt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit, und zwar in stärkerm Grade als jemals eine andere erhabnere Umgebung. Nie war mir ein Dom groß genug; meine Seele mit ihrem alten Titanengebiete strebte immer höher als die gotthischen Pfeiler, und wollte immer hinausbrechen durch das Dach. Auf der Spitze der Roßtrappe haben wir, beim ersten Anblick, die kolossalen Felsen, in ihren kühnen Gruppierungen, ziemlich imponirt; aber dieser Eindruck dauerte nicht lange, meine Seele war nur überrascht, nicht

überwältigt, und jene ungeheuren Steinmassen wurden in meinen Augen allmählig kleiner, und am Ende erschienen sie mir nur wie geringe Trümmer eines zerfallenen Riesenpalastes, worin sich meine Seele vielleicht comfortabel befunden hätte.

Mag es immerhin lächerlich klingen, ich kann es dennoch nicht verhehlen, das Mißverhältniß zwischen Körper und Seele quält mich einigermaßen, und hier am Meere, in großartiger Naturumgebung, wird es mir zuweilen recht deutlich, und die Metempsychose ist oft der Gegenstand meines Nachdenkens. Wer kennt die große Gottesironie, die allerlei Widersprüche zwischen Seele und Körper hervorzubringen pflegt! Wer kann wissen, in welchem Schneider jezt die Seele eines Plato's, und in welchem Schulmeister die Seele eines Cäsars wohnt! Wer weiß, ob die Seele Gregors VII. nicht in dem Leibe des Großtürken sitzt, und sich unter tausend hätschelnden Weiberhänden behaglicher fühlt, als einst in ihrer purpurnen Gültbatskutte. Sinegen wie viele Seelen treuer Moslemim aus Aly's Zeiten mögen sich jezt in unsern antihellenischen Cabinetten befinden! Die Seelen der beiden Schächer, die zur Seite des Heilandes gekreuzigt worden, sitzen vielleicht jezt in dicken Consistorialbänken und glühen für den orthodoxen Lehrbegriff. Die Seele Dschingischans wohnt vielleicht jezt in einem Rezensenten, der täglich, ohne es zu wissen, die Seelen seiner treuesten Baschkiren und Kalmücken in einem kritischen Journale

niederjähst. Wer weiß! wer weiß! die Seele des Pythagoras ist vielleicht in einen armen Candidaten gefahren, der durch das Examen fällt, weil er den pythagoräischen Lehrsatz nicht beweisen konnte, während in seinen Herren Examinatoren die Seelen jener Dachsen wohnen, die einst Pythagoras, aus Freude über die Entdeckung seines Satzes, den ewigen Bözen großferte hatte. Die Hindus sind so dumm nicht, wie unsere Missionäre glauben, sie ehren die Thiere wegen der menschlichen Seele, die sie in ihnen vermuten, und wenn sie Lazarethe für invalide Affen stiften, in der Art unserer Akademien, so kann es wohl möglich seyn, daß in jenen Affen die Seelen großer Gelehrten wohnen, da es doch bei uns ganz sichtbar ist, daß in einigen großen Gelehrten nur Affenseelen stecken.

Wer doch mit der Allwissenheit des Vergangenen auf das Treiben der Menschen von oben herab sehen könnte! Wenn ich, des Nachts am Meere wandelnd, den Wellengesang höre, und allerlei Ahnung und Erinnerung in mir erwacht, so ist mir, als habe ich einst solchermassen von oben herabgesehen und sei vor schwindelndem Schrecken zur Erde heruntergefallen; es ist mir dann auch, als seien meine Augen so teleskopisch scharf gewesen, daß ich die Sterne in Lebensgröße am Himmel wandeln gesehen, und durch all' den wirbelnden Glanz geblendet worden; — wie aus der Tiefe eines Jahrtausends kommen mir dann aller-

Iet Gedanken in dein Sinn, Gedanken uralter  
 Weisheit, aber sie sind so nebligt, daß ich nicht  
 erkenne, was sie wollen. Nur so viel weiß ich,  
 daß all unser kluges Wissen, Streben und Her-  
 vorbringen irgend einem höheren Geiste eben so  
 klein und nichtig erscheinen muß, wie mir jene  
 Spinne erschien, die ich auf der Göttinger Biblio-  
 thek so oft betrachtete. Auf den Folianten der  
 Weltgeschichte saß sie emsig webend, und sie  
 blickte so philosophisch sicher auf ihre Umgebung,  
 und hatte ganz den Götting'schen Gelahrtheits-  
 Dünkel, und schien stolz zu sein auf ihre mathema-  
 tischen Kenntniß, auf ihre Kunstleistungen, auf ihr  
 einsames Nachdenken — und doch wußte sie nichts  
 von all den Wundern, die in dem Buche stehen,  
 worauf sie geboren wurde, worauf sie ihr ganzes Le-  
 ben verbracht hatte, und worauf sie auch sterben wird,  
 wenn der schleichende Dr. L..... sie nicht verjagt.  
 Und wer ist der schleichende Dr. L.....? Seine  
 Seele wohnte vielleicht einst in eben einer solchen  
 Spinne, und jetzt hütet er die Folianten, worauf  
 er einst saß — und wenn er sie auch liest, er er-  
 fährt doch nicht ihren wahren Inhalt.

Was mag auf dem Boden einst geschehen sein,  
 wo ich jetzt wandle? Ein Conrector, der hier ba-  
 dete, wollte behaupten, hier sei einst der Dienst  
 der Hertha oder besser gesagt Forsete begangen  
 worden, wovon Tacitus so geheimnißvoll spricht.  
 Wenn nur die Berichterstatter, denen Tacitus  
 nachherzählt, sich nicht geirrt und eine Badefutsche

für den heiligen Wagen der Göttin angesehen haben!

Im Jahr 1819, als ich zu Bonn, in einem und demselben Semester, vier Collegien hörte, worin meistens deutsche Antiquitäten aus der blauesten Zeit tractirt wurden, nämlich 1) Geschichte der deutschen Sprache bei Schlegel, der fast drei Monate lang die barocksten Hypothesen über die Abstammung der Deutschen entwickelte, 2) die Germania des Tacitus bei Arndt, der in den alt-deutschen Wäldern jene Tugenden suchte, die er in den Salons der Gegenwart vermißte, 3) germanisches Staatsrecht bei Hüllmann, dessen historische Ansichten noch am wenigsten vague sind, und 4) deutsche Urgeschichte bei Radloff, der am Ende des Semesters noch nicht weiter gekommen war, als bis zur Zeit des Sesostris — damals möchte wohl die Sage von der alten Hertha mich mehr interessirt haben, als jetzt. Ich ließ sie durchaus nicht auf Rügen residiren, und versetzte sie vielmehr nach einer ostfriesischen Insel. Ein junger Gelehrter hat gern seine Privathypothese. Aber auf keinen Fall hätte ich damals geglaubt, daß ich einst am Strande der Nordsee wandeln würde, ohne an die alte Göttin mit patriotischer Begeisterung zu denken. Es ist wirklich nicht der Fall, und ich denke hier an ganz andre, jüngere Göttinnen. Absonderlich wenn ich am Strande über die schaurige Stelle wandle, wo noch jüngst die schönsten Frauen, gleich Nixen, geschwommen.

Denn weder Herren noch Damen haben hier unter einem Schirm, sondern spazieren in die freie See. Deshalb sind auch die Badestellen beider Geschlechter von einander geschieden, doch nicht allzu weit, und wer ein gutes Glas führt, kann überall in der Welt viel sehen. Es geht die Sage, ein neuer Aciön habe auf solche Weise eine badende Diana erblickt, und, wunderbar! nicht er, sondern der Gemahl der Schönen habe dadurch Hörner erworben.

Die Badekutschen, die Droschken der Nordsee, werden hier nur bis an's Wasser geschoben, und bestehen meistens aus viereckigen Holzgestellen mit steifem Leinen überzogen. Jetzt, für die Winterzeit, stehen sie im Conversationssaale, und führen dort gewiß eben so hölzerne und steifseinerne Gespräche, wie die vornehme Welt, die noch unlängst dort verkehrte.



## Hannovers Aristokratie.

Wenn ich aber sage, die vornehme Welt, so verstehe ich nicht darunter die guten Bürger Ostfrieslands, ein Volk, das flach und nüchtern ist, wie der Boden, den es bewohnt, das weder  
 Feine, 4

singen noch pfeifen kann, aber dennoch ein Talent besitzt, das besser ist als alle Triller und Schnurpfeifereien, ein Talent, das den Menschen adelst, und über jene windigen Dienstseelen erhebt, die allein edel zu sein wähnen, ich meine das Talent zur Freiheit. Schlägt das Herz für Freiheit, so ist ein solcher Schlag des Herzens eben so gut wie ein Ritterschlag, und das wissen die freien Friesen, und sie verdienen ihr Volksepietheton; die Häuptlingsperiode abgerechnet, war die Aristokratie in Ostfriesland niemals vorherrschend, nur sehr wenige adlige Familien haben dort gewohnt, und der Einfluß des hannövrischen Adels, durch Verwaltungs- und Militärstand, wie er sich jetzt über das Land hinzieht, betrübt manches freie Ostfriesenherz, und überall zeigt sich die Vorliebe für die ehemalige preußische Regierung.

Was aber die allgemeynen deutschen Klagen über hannövrischen Adelsstolz betrifft, so kann ich doch nicht unbedingt einstimmen. Das hannövrische Offiziercorps gibt am wenigsten Anlaß zu solchen Klagen. Freilich, wie in Madagaskar nur Adlige das Recht haben, Metzger zu werden, so hatte früherhin der hannövrische Adel ein analoges Vorrecht, daß nur Adlige zum Offizierstand gelangen konnten. Seitdem sich aber in der deutschen Legion so viele Bürgerliche ausgezeichnet und zu Offizierstellen empor geschwungen, hat auch jenes üble Gewohnheitsrecht etwas nachgelassen, Ja, das ganze Corps der deutschen Le-

gion hat viel beigetragen zur Milderung alter Vorurtheile, diese Leute sind weit herum in der Welt gewesen, und in der Welt sieht man viel, besonders in England, und sie haben viel gelernt, und es ist eine Freude ihnen zuzuhören, wenn sie von Portugal, Spanien, Sicilien, den ionischen Inseln, Irland und anderen weiten Ländern sprechen, wo sie gefochten, und „Vieles Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt“, so daß man glaubt, eine Odyssee zu hören, die leider keinen Homer finden wird. Auch ist unter den Offizieren dieses Corps viel freisinnige, englische Sitte geblieben, die mit dem altberkömmlichen hannövrischen Brauch stärker kontrastirt, als wir es im übrigen Deutschland glauben wollen, da wir gewöhnlich dem Beispiele Englands viel Einwirkung auf Hannover zuschreiben. In diesem Lande Hannover sieht man nichts als Stammbäume, woran Pferde gebunden sind, und vor lauter Bäumen bleibt das Land obscur, und trotz allen Pferden kömmt es nicht weiter. Rein, durch diesen hannövrischen Adelswald drang niemahls ein Sonnenstrahl britischer Freiheit, und kein britischer Freiheitston konnte jemahls vernehmbar werden im wiehernden Lärm hannövrischer Rosse. Was aber ein britischer Freiheitston ist, habe ich erst kürzlich erfahren, indem ich, im wildesten Seewetter, ein englisches Schiff vorbeisegeln sah, auf dessen Verdeck mehrere Menschen standen, und Wind und Wellen fast frevelhaft trotzig

überbrühten, mit ihrem alten: rule Britannia, rule the waves, Britons never shall be slaves!

Die allgemeine Klage über hannöverschen Adelsstolz trifft wohl zumerst die liebe Jugend gewisser Familien, die das Land Hannover regieren oder mittelbar zu regieren glauben. Aber auch die edlen Jünglinge würden bald jene Fehler der Art, oder besser gesagt jene Unart ablegen wenn sie ebenfalls etwas in der Welt herumgedrängt würden, oder eine bessere Erziehung genössen. Man schickt sie freilich nach Göttingen, doch da hocken sie beisammen und sprechen nur von ihren Hunden, Pferden und Abnen und hören wenig neuere Geschichte, und wenn sie auch wirklich einmal dergleichen hören, so sind doch unterdessen ihre Sinne befangen durch den Anblick des Grafentisches, der, ein Wahrzeichen Göttingens, nur für hochgeborene Studenten bestimmt ist. Wahrlich, durch eine bessere Erziehung des jungen hannöverschen Adels ließe sich vielen Klagen vorbeugen. Aber die Jungen werden wie die Alten. Derselbe Wahn: als wären sie die Blumen der Welt, während wir Anderen bloß das Gras sind; dieselbe Ehorbett: mit dem Verdienste der Abnen den eigenen Unwerth bedecken zu wollen; dieselbe Unwissenheit über das Problematische dieser Verdienste, indem die Wenigsten wissen, daß die Fürken selten ihre treuesten und tugendbafteften Diener, aber sehr oft den Kuppler, den Schmeiche-

ler und dergleichen Lieblingschufte mit adelnder Huld beehrt haben. Die Wenigsten jener Abnenstolzen können bestimmt angeben, was ihre Abnen gethan haben, und sie zeigen nur, daß ihr Name in Rüyners Turnterbuch erwähnt iſt; — ja, können ſie auch nachweiſen daß dieſe Abnen etwa als Kreuzritter bei der Eroberung Jeruſalems zugegen waren, ſo ſollten ſie, ehe ſie ſich etwas darauf zu Gute thun auch beweifen, daß jene Ritter ehrlich mitgekochten haben, daß ihre Eifenhoſen nicht mit gelber Furcht wattirt worden, und daß unter ihrem rothen Kreuze das Herz eines honetten Mannes geſeſſen. Gäbe es keine Ilias, ſondern bloß ein Namensverzeichnis der Helden, die vor Troja geſtanden, und ihre Namen exiſtirten noch jezt — wie würde ſich der Abnenſtolz Derer von Iberites zu blähen wiſſen! Von der Reinheit des Blutes will ich gar nicht einmal ſprechen; Philoſophen und Stallknechte haben darüber gar ſeltſame Gedanken.

Mein Tadel, wie geſagt, treffe zumeiſt die ſchlechte Erziehung des hannövrifchen Adels und deſſen früh eingepprägten Wahn von der Wichtigkeit einiger andreffirten Formen. O! wie oft habe ich lachen müſſen, wenn ich bemerkte, wie viel man ſich auf dieſe Formen zu Gute that; — als ſei es ſo gar überaus ſchwer zu erlernen dieſes Repräſentiren, dieſes Präſentiren, dieſes Lächeln, ohne Etwas zu ſagen, dieſes Sagen, ohne Etwas zu denken, und all dieſe adligen Künſte, die der

gute Bürgermann als Meerwunder angafft, und die doch jeder französische Tanzmeister besser inne hat, als der deutsche Edelmann, dem sie in der bärenleckenden Lutetia mühsam eingeübt worden, und der sie zu Hause wieder, mit deutscher Gründlichkeit und Schwerfälligkeit, seinen Descendenten überliefert. Dies erinnert mich an die Fabel von dem Bären, der auf Märkten tanzte, seinem führenden Lehrer entlief, zu seinen Mitbären in den Wald zurückkehrte, und ihnen vorprahlte: wie das Tanzen eine so gar schwere Kunst sey, und wie weit er es darin gebracht habe, — und in der That, den Proben, die er von seiner Kunst ablegte, konnten die armen Besten ihre Bewunderung nicht versagen. Jene Nation, wie sie Werther nennt, bildete die vornehme Welt, die hier dieses Jahr zu Wasser und zu Lande geglänzt hat, und es waren lauter Liebe, liebe Leute, und sie haben alle gut gespielt.

Auch fürstliche Personen gab es hier, und ich muß gestehen, das diese in ihren Ansprüchen bescheidener waren, als die geringere Noblesse. Ob aber diese Bescheidenheit in den Herzen dieser hohen Personen liegt, oder ob sie durch ihre äußere Stellung hervorgebracht wird, das will ich unentschieden lassen. Ich sage dieses nur in Beziehung auf deutsche mediatisirte Fürsten. Diesen Leuten ist in der letzten Zeit ein großes Unrecht geschehen, indem man sie einer Souverainität beraubte, wozu sie ein eben so gutes Recht haben,

wie die größeren Fürsten, wenn man etwa nicht, wie mein Unglaubensgenosse Spinoza, annehmen will, daß dasjenige, was sich nicht durch eigene Kraft erhalten kann, auch kein Recht hat, zu existiren. Für das vielzersplitterte Deutschland war es aber eine Wohlthat, daß diese Anzahl von Sedezdespötchen ihr Regieren einstellen mußten. Es ist schrecklich, wenn man bedenkt, wie viele derselben wir armen Deutschen zu ernähren haben. Wenn diese Mediatisirten auch nicht mehr das Scepter führen, so führen sie doch noch immer Löffel, Messer und Gabel, und sie essen keinen Hafer, und auch der Hafer wäre theuer genug. Ich denke, daß wir ein Mal durch Amerika etwas von der Fürstenlast erleichtert werden. Denn, früh oder spät, werden sich doch die Präsidenten dortiger Freistaaten in Souveraine verwandeln, und dann fehlt es diesen Herren an Gemahlinnen, die schon einen legitimen Anspruch haben, sie sind dann froh, wenn wir ihnen unsere Prinzessinnen überlassen, und wenn sie sechs nehmen, geben wir ihnen die siebente gratis, und auch unsere Prinzen können sie späterhin bei ihren Töchterchen employiren; — daher haben die mediatisirten Fürsten sehr politisch gehandelt, als sie sich wenigstens das Gleichbürtigkeitsrecht erhielten, und ihre Stammbäume eben so hoch schätzten, wie die Araber die Stammbäume ihrer Pferde, und zwar aus derselben Absicht, indem sie wohl wissen, daß Deutschland von jeher das

große Fürstengefühte war, daß alle regierenden Nachbarbäuser mit den nöthigen Mutterpferden und Beschälern versehen muß.

Wir Deutschen sind doch wahre Peter Schlemiele! Wir haben auch in der letzten Zeit viel gesehen, viel ertragen z. B. Einquartierung und Adelsstolz; und wir haben unser edelstes Blut hingegeben, z. B. an England, das noch jetzt jährlich eine anständige Summe für abgeschossene deutsche Arme und Beine ihren ehemaligen Eigenthümern zu bezahlen hat; und wir haben im Kleinen so viel Großes gethan, daß, wenn man es zusammenrechnete, die größten Thaten herauskämen, z. B. in Tyrol; und wir haben viel verloren, z. B. unseren Schlagschatten, den Titel des lieben, heiligen römischen Reichs — und dennoch, mit allen Verlüßen, Opfern, Entbehrungen, Malheurs und Großthaten, hat unsere Literatur kein einziges solcher Denkmäler des Ruhmes gewonnen wie sie bei unseren Nachbarn, gleich ewigen Trophäen, täglich emporsteigen. Unsere Leipziger Messen haben wenig profitirt durch die Schlacht bei Leipzig. Ein Gothaer, höre ich, will sie noch nachträglich in epischer Form besingen; da er aber nicht weiß, ob er zu den 100 000 Seelen gebürt, die Hildburghausen bekömmt oder zu den 150,000, die Meiningen bekömmt, oder zu den 160,000, die Altenburg bekömmt, so kann er sein Epos noch nicht anfangen, er

müßte denn beginnen: „Singe, unsterbliche Seele, Hildburghäusische Seele – Metzing'sche Seele oder auch Altenburgische Seele, – Gleichviel, singe, singe der sündigen Deutschen Erlösung!“ Dieser Seelenschwacher im Herzen des Vaterlandes und dessen Zerrissenheit, läßt keinen stolzen Sinn, und noch viel weniger ein stolzes Wort aufkommen unsere schönsten Thaten werden lächerlich durch den dummen Erfolg und während wir uns unmutig einbüßen in den Porpurmantel des deutschen Heldenblutes, kömmt ein politischer Schalf und setzt uns die Schellenförpe auf's Haupt. Eben die Literaturen unserer Nachbarn jenseits des Rheins und des Canals muß man mit unserer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Vere und Bedeutungslose unseres Bagatell-Lebens zu begreifen. Oft, wenn ich die Morning-Chronicle lese, und in jeder Zeile das englische Volk mit seiner Nationalität erblicke, mit seinem Pförderennen, Boyen, Hahnenkämpfen, Affisen, Parlamentsdebatten u. s. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand, und suche darin die Momente eines Volkslebens, und finde nichts als literarische Fraubasereien und Theatergelläusche.

---

Ja, Madame, dort bin ich geboren (in Düsseldorf), und ich bemerke dieses ausdrücklich für den

Fall, daß etwa, nach meinem Tode, sieben Städte — Schilda, Krähwinkel, Polkwitz, Bockum, Dülken, Böttingen und Schöppenstedt — sich um die Ehre streiten, meine Vaterstadt zu sein. Düsseldorf ist eine Stadt am Rhein, es leben da 12,000 Menschen, und viele hunderttausend Menschen liegen noch außerdem da begraben. Und darunter sind manche, von denen meine Mutter sagte, es wäre besser, sie lebten noch, z. B. mein Großvater und mein Oheim, der alte Herr von Geldern und der junge Herr von Geldern, die beide so berühmte Doctoren waren, und so viele Menschen vom Tode kurirt, und doch selber sterben mußten. Und die fromme Ursula, die mich als Kind auf den Armen getragen, liegt auch dort begraben, und es wächst ein Rosenstrauch auf ihrem Grab — Rosenduft liebte sie so sehr im Leben und ihr Herz war lauter Rosenduft und Güte. Auch der alte kluge Canonicus liegt dort begraben. Gott, wie elend sah er aus, als ich ihn zuletzt sah! Er bestand nur noch aus Geist und Pflastern, und studirte dennoch Tag und Nacht, als wenn er besorgte, die Würmer möchten einige Ideen zu wenig in seinem Kopfe finden. Auch der kleine Wilhelm liegt dort, und daran bin ich schuld. Wir waren Schulkameraden im Franziskanerkloster und spielten auf jener Seite desselben, wo zwischen steinernen Mauern die Düffel fließt, und ich sagte: „Wilhelm! hol' doch das Kästchen, das eben hineingefallen“ — und lustig stieg er hinab auf das Bret, das über

dem Bach lag, riß das Käzchen aus dem Wasser, stiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er naß und todt. Das Käzchen hat noch lange Zeit gelebt.

Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt, und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderbar zu Muth. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehen, und wenn ich sage nach Hause gehen, so meine ich die Volkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie jetzt doch kaum so viel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hübnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thüre, worauf Mutter mit die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat das meiner Mutter genug Mühe gekostet.

Aber mein Ruhm schläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara, der Makulatur-Lorbeer, womit deutsche Journale meine Stiene geschmückt, hat seinen Duft noch nicht durch die ganze Welt verbreitet, und wenn jetzt die grünverschleierten,

vornehmen Engländerinnen nach Düsseldorf kommen, so lassen sie das berühmte Haus noch unberührt und gehen direkt nach dem Marktplatz, und betrachten die dort in der Mitte stehende schwarze, kolossale Reiterstatue. Diese soll den Kurfürsten Jan Wilhelm vorstellen. Er trägt einen schwarzen Harnisch eine Hefberakabhängende Allongerücke. — Als Knabe hörte ich die Sage, der Künstler der diese Statue gegossen, habe während des Gießens mit Schrecken bemerkt daß sein Metall nicht dazu ausreiche, und da wären die Bürger der Stadt herbeigelaufen und hätten ihm ihre silbernen Löffel gebracht, um den Guß zu vollenden — und nun stand ich stundenlang vor dem Reiterbilde und zerbrach mir den Kopf: wie viel silberne Löffel wohl darin stecken mögen, und wie viel Apfeltörtchen man wohl für all das Silber bekommen könnte? Apfeltörtchen waren nämlich damals meine Passion — jetzt ist es Liebe, Wahrheit, Freiheit und Krebsuppe — und eben unweit des Kurfürstenbildes, an der Theaterdecke, stand gewöhnlich der wunderbarlich gebackene, säbelbeinige Kerl, mit der weißen Schürze und dem umgehängten Korbe voll lieblich dampfender Apfeltörtchen, die er mit einer unwiderstehlichen Diskantstimme anzupreisen wußte — „Die Apfeltörtchen sind ganz frisch, eben aus dem Ofen, riechen so delikät“. — Wahrlich, wenn in meinen späteren Jahren der Versucher mir beikommen wollte so sprach er mit solcher lockenden Diskantstimme,

und bei Signora Giullietta wäre ich keine volle zwölf Stunden geblieben, wenn sie nicht den süß-n. duftenden Apfelförtchenon ange schlagen hätte. Und wahrlich, nie würden Apfelförtchen mich so sehr angereizt haben, hätte der krumme Hermann sie nicht so gebetnissvoll mit seiner weißen Schürze bedeckt — und die Schürzen sind es, welche — doch sie bringen mich ganz aus dem Context, ich sprach ja von der Reuterstatue, die so viel silberne Löffel im Leibe hat, und keine Suppe, und den Kurfürsten Jan Wilhelm darstellt.

Er soll ein braver Herr gewesen sein, und sehr kunstliebend und selbst sehr geschickt. Er stiftete die Gemäldegallerie in Düsseldorf, und auf dem dortigen Observatorium zeigt man noch einen überaus künstlichen Einschachtungsbecher von Holz, den er selbst in seinen Freistunden — er hatte deren täglich vier und zwanzig — geschmizelt hat.

Damals waren die Fürsten noch keine gepflagte Leute wie jetzt, und die Krone war ihnen am Kopfe festgewachsen und des Nachts zogen sie noch eine Schlafmütze darüber, und schliefen ruhig, und die Völker schliefen ruhig zu ihren Füßen, und wenn diese des Morgens erwachten, so sagten sie: „guten Morgen, Vater!“ — und jene antworteten: „guten Morgen, liebe Kinder!“

Aber es wurde plötzlich anders; als wir eines Morgens zu Düsseldorf erwachten, und „guten Morgen, Vater!“ sagen wollten, da war der Vater

abgereißt, und in der ganzen Stadt war nichts als stumpfe Beklemmung, es war überall eine Art Begräbnisstimmung, und die Leute schlichen schweigend nach dem Markte und lasen den langen papiernen Anschlag auf der Thüre des Rathhauses. Es war ein trübes Wetter, und der dünne Schneider Kilian stand dennoch in seiner Rankinjade, die er sonst nur im Hause trug, und die blauenwollenen Strümpfe hingen ihm herab, daß die nackten Beinchen betrübt hervorguckten, und seine schmalen Lippen bebten, während er das angeschlagene Plakat vor sich hinhurmeste. Ein alter pfälzischer Invalide las etwas lauter, und bei manchem Worte träufelte ihm eine klare Thräne in den weißen, ehrlichen Schnauzbart. Ich stand neben ihm und weinte mit, und frug ihn: warum wir weinten? Und da antwortete er: „der Kurfürst läßt sich bedanken.“ Und dann las er wieder, und bei den Worten „für die bewährte Unterthans-treue“ „und entbinden Euch Euerer Pflichten“, da weinte er noch stärker. — Es ist wunderbar anzusehen, wenn so ein alter Mann, mit verblichener Uniform und vernarbtem Soldatengesicht, plötzlich so stark weint. Während wir lasen, wurde auch das kurfürstliche Wappen vom Rathhause heruntergenommen, alles gestaltete sich so beängstigend öde, es war, als ob man eine Sonnenfinsterniß erwarte, die Herren Rathsherren gingen so abgedankt und langsam umher, sogar der allgewaltige Cassenvogt sah aus, als wenn er nichts mehr zu

befehlen hätte, und stand da so friedlich-gleichgültig, obgleich der tolle Alouissus sich wieder auf ein Bein stellte und mit närrischer Grinasse die Namen der französischen Generale herschnatterte, während der besoffene, krumme Gumperß sich in der Gasse herumwälzte und *ça ira, ça ira!* sang. —

Ich aber ging nach Hause, und weinte und klagte: „der Kurfürst läßt sich bedanken“. Meine Mutter hatte ihre liebe Noth, ich wußte, was ich wußte, ich ließ mir nichts ausreden, ich ging weinend zu Bette, und in der Nacht träumte mir: die Welt habe ein Ende — die schönen Blumen-gärten und grünen Wiesen wurden wie Teppiche vom Boden aufgenommen und zusammengerollt, der Gassenvogt stieg auf eine hohe Leiter und nahm die Sonne vom Himmel herab, der Schneider Kistan stand dabei und sprach zu sich selber: „ich muß nach Hause gehen und mich hübsch anziehen, denn ich bin todt und soll noch heute begraben werden“ — und es wurde immer dunkler, spärlich schimmerten oben einige Sterne und auch diese fielen herab wie gelbe Blätter im Herbst, allmählig verschwanden die Menschen, ich armes Kind irrte ängstlich umher, stand endlich vor der Weidenhecke eines wüsten Bauerhofes und sah dort einen Mann, der mit dem Spaten die Erde aufwühlte, und neben ihm ein häßlich hämisches Weib, das etwas wie einen abgeschnittenen Menschenkopf in der Schürze hielt, und das war der Mond, und sie legte sich ängstlich sorgsam in die

offene Grube — und hinter mir stand der pfälzische Invalide und schluchzte und buchstabirte: „der Kurfürst läßt sich bedanken“.

Als ich erwachte, schien die Sonne wieder wie gewöhnlich durch das Fenster, auf der Straße ging die Trommel, und als ich in unsere Wohnstube trat und meinem Vater der im weißen Puder mantel saß, einen guten Morgen bot, hörte ich, wie ver leichtsinu'ge Friseur ihm während des Frisirens haarklein erzählte: daß heute auf dem Rathhause dem neuen Großherzog Joachim gebuldt werde, und daß dieser von der besten Familie sey und die Schwester des Kaisers Napoleon zur Frau bekommen, und auch wirklich viel Anstand besitze, und sein schönes schwarzes Haar in Locken trage, und nächstens seinen Einzug halten und sicher allen Frau-nymnern gefallen müsse. Unterdessen ging das Getrommel draußen auf der Straße immer fort, und ich trat vor die Hausthür und besah die einmarschirenden französischen Truppen, das freudige Volk des Ruhmes, das singend und klingend die Welt durchzog die heiter-ernsten Grenadtergesichter, die Bärenmützen, die dreifarbigten Kofarden, die blinkenden Bajonnette, die Boltigeurs voll Lustigkeit und Point d'honneur, und den allmächtig großen, silbergestickten Tambour-Major, der seinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erste Etage werfen konnte und seine Augen sogar bis zur zweiten Etage — wo ebenfalls schöne Mädchen am Fenster saßen. Ich

freute mich, daß wir Einquartierung bekämen — meine Mutter freute sich nicht — und ich eilte nach dem Marktplatz. Da sah es jetzt ganz anders aus, es war, als ob die Welt neu angestrichen worden, ein neues Wappen hing am Rathhause, das Eisengeländer an dessen Balkon war mit gestickten Sammetdecken überhängt, französische Grenadiere standen Schildwache die alten Herren Rathsherren hatten neue Gesichter angezogen und trugen ihre Sonntagsröcke, und sahen sich an auf französisch und sprachen bon jour, aus allen Fenstern guckten Damen, neugierige Bürgerleute und blanke Soldaten füllten den Platz, und ich nebst andern Knaben, wir kletterten auf das große Kursfürstentpferd und schauten davon herab in das buute Marktgewimmel.

Nachbars Peter und der lange Kurz hätten bei dieser Gelegenheit beinah' den Hals gebrochen, und das wäre gut gewesen; denn der Eine entlief nachher seinen Eltern, ging unter die Soldaten, desertirte und wurde in Mainz todtgeschossen; der Andere aber machte späterhin geographische Untersuchungen in fremden Taschen, wurde deshalb wirkendes Mitglied einer öffentlichen Spinnanstalt, zerriß die eisernen Bande, die ihn an diese und an das Vaterland fesselten, kam glücklich über das Wasser, und starb in London durch eine allzu enge Cravatte, die sich von selbst zuge-

zogen, als ihm ein königlicher Beamter das Bret unter den Beinen wegriß.

Der lange Kurz sagte uns, daß heute keine Schule sey, wegen der Huldsigung. Wir mußten lange warten, bis diese losgelassen wurde. Endlich füllte sich der Balkon des Rathhauses mit bunten Herren, Fahnen und Trompeten, und der Herr Bürgermeister, in seinem berühmten rothen Rock, hielt eine Rede, die sich etwas in die Länge zog, wie Guman-Clasikum, oder wie eine gestrickte Schlafmütze, in die man einen Stein geworfen — nur nicht den Stein der Weisen — und manche Redensarten konnte ich ganz deutlich vernehmen, z. B. daß man uns glücklich machen wolle — und beim letzten Worte wurden die Trompeten geblasen, und die Fahnen geschwenkt, und die Trommel gerührt, und Vivat gerufen — und während ich selber Vivat rief, hielt ich mich fest an den alten Kurfürsten. Und das that Noth, denn mir wurde ordentlich schwindlich, ich glaubte schon, die Leute ständen auf den Köpfen weil sich die Welt herumgedreht, das Kurfürstenhaupt mit der Wogeperücke nickte und flüsterte: „halt fest an mir!“ — und erst durch das Kanoniren, das jetzt auf dem Walle losging, ernüchterte ich mich, und stieg vom Kurfürstenpferd langsam wieder herab.

Als ich nach Hause ging, sah ich wieder, wie der tolle Alouifus auf einem Beine tanzte, während er die Namen der französischen Generale herschnarrte, und wie sich der frumme Gumperß be-

soffen in der Gasse herumwälzte und ca-ira, ca-ira brüllte, — und zu meiner Mutter sagte ich: man will uns glücklich machen, und deßhalb ist heut' keine Schule.

---

Madame! unter Leda's brütenden Hemisphären lag schon der ganze trojanische Krieg, und Sie können die berühmten Thränen des Priamos nimmermehr verstehen, wenn ich Ihnen nicht erst von den alten Schwanenelern erzähle. Deßhalb beklagen Sie sich nicht über meine Abschweifungen. In allen vorhergehenden Kapiteln ist keine Zeile, die nicht zur Sache gehörte, ich schreibe gedrängt, ich vermeide alles Ueberflüssige, ich übergehe sogar oft das Nothwendige. z. B. ich habe noch nicht ein Mal ordentlich citirt — im meine nicht Geister, sondern im Gegentheil, ich meine Schriftsteller — und doch ist das Citiren alter und neuer Bücher das Hauptvergnügen eines jungen Autors, und so ein paar grundgelehrte Citate zieren den ganzen Menschen. Glauben Sie nur nicht, Madame, es fehle mir an Bekanntschaft mit Büchertiteln. Außerdem kenne ich den Kunstgriff großer Geister, die es verstehen, die Corinthen aus den Semmeln und die Citate aus den Collegienbesten herauszujucken, ich weiß auch, woher Bartels den Most holt. Im Nothfall könnte ich bei meinem gelehrten Freunde eine Anleihe von Citaten machen. Mein Freund G. in Berlin

ist so zu sagen ein kleiner Rothschild an Citaten, und hat er sie nicht selbst vorräthig, so kann er sie leicht bei einigen andern kosmopolitischen Geistesbanquiers zusammenbringen — Ayropos, Madame, die dreiprozentigen Böchhs sind flau, aber die fünfprozentigen Hegels sind gestiegen — Doch ich brauche jetzt noch keine Anleihe zu machen, ich bin ein Mann, der sich gut steht, ich habe jährlich meine 10,000 Citate zu verzehren ja ich habe sogar die Erfindung gemacht, wie man falsche Citate für ächte ausgeben kann. Sollte irgend ein großer, reicher Gelehrter, z. B. Michael Beer, mir dieses Geheimniß abkaufen wollen, so will ich es gerne für 10,000 Thaler Courant abstehen; auch ließe ich mich handeln. Eine andere Erfindung will ich zum Heile der Literatur nicht verschweigen und will sie gratis mittheilen:

Ich finde es nämlich für ratsam, alle obskuren Autoren mit ihrer Hausnummer zu citiren:

Diese „guten Leute und schlechten Musikanten“ — so wird im Ponce de Leon das Orchester angeredet — diese obskuren Autoren besitzen doch immer selbst noch ein Exemplärchen ihres längst verschollenen Büchleins, und um dieses aufzutreiben, muß man also ihre Hausnummer wissen. Wollte ich z. B. „Spitta's Sangbüchlein für Handwerksburschen“ citiren — meine liebe Madame, wo wollten Sie dieses finden? Citire ich aber:

„vid. Sangbüchlein für Handwerksburschen,  
von P. Spitta; Lüneburg, auf der Lüne-  
straße Nr. 2., rechts um die Ecke“ —

so können Sie, Madame, wenn Sie es der Mühe  
werth halten, das Büchlein austreiben. Es ist  
aber nicht der Mühe werth.

Uebrigens, Madame, haben Sie gar keine Idee  
davon, mit welcher Leichtigkeit ich citiren kann.  
Ueberall finde ich Gelegenheit, meine tiefe Ge-  
labriheit anzubringen. Spreche ich z. B. vom  
Essen, so bemerke ich in einer Note, daß die Rö-  
mer, Griechen und Hebräer ebenfalls gegessen ha-  
ben, ich citire all die köstlichen Gerichte, die von  
der Köchin des Lucullus bereitet worden — weh'  
mir! daß ich anderthalb Jahrtausend' zu spät ge-  
kommen bin! — ich bemerke auch daß die gemein-  
schaftlichen Mahle bei den Griechen so und so  
bliehn, und daß die Spartaner schlechte schwarze  
Suppen gegessen. — Es ist doch gut, daß ich da-  
mals noch nicht lebte, ich kann mir nichts Entsetz-  
licheres denken, als wenn ich armer Mensch ein  
Spartaner geworden wäre, Suppe ist mein Lieb-  
lingsgericht — Madame, ich denke nächstens nach  
London zu reisen, wenn es aber wirklich wahr ist,  
daß man dort keine Suppe bekömmet, so treibt mich  
die Sehnsucht bald wieder zurück nach den Sup-  
penfleischtopfen des Vaterlandes. Ueber das Essen  
der alten Hebräer könn' ich weitläufig mich aus-  
sprechen und bis auf die jüdische Küche der neue-  
sten Zeit herabgehen — Ich citire bei dieser Geles-

genheit den ganzen Steinweg. — Ich könnte auch anführen, wie human sich viele Berliner Gelehrte über das Essen der Juden geäußert, ich käme dann auf die anderen Vorzüglichkeiten und Vortrefflichkeiten der Juden, auf die Erfindungen, die man ihnen verdankt, z. B. die Wechsel, das Christenthum — aber halt! letzteres wollen wir ihnen nicht allzu hoch anrechnen, da wir eigentlich noch wenig Gebrauch davon gemacht haben — ich glaube, die Juden selbst haben dabei weniger ihre Rechnung gefunden, als bei der Erfindung der Wechsel. Bei Gelegenheit der Juden könnte ich auch Tacitus citiren — er sagt, sie verehren Esel in ihren Tempeln — und bei Gelegenheit der Esel, weich' ein weites Citatensfeld eröffnet sich mir! Wie viel Merkwürdiges läßt sich anführen über antike Esel, im Gegensatz zu den modernen. Wie vernünftig waren jene und, ach! wie stupide sind diese. Wie verständig spricht z. B. Bileams Esel,

vid. Pentat. Lib. — — — —

Madame, ich habe just das Buch nicht bei der Hand und ich will diese Stelle zum Ausfüllen offen lassen. Dagegen in Hinsicht der Abgeschmacktheit neuerer Esel citire ich:

vid. — — — —  
— — — —

nein, ich will auch diese Stelle offen lassen, sonst werde ich ebenfalls citirt, nämlich injuriarum.

Die neueren Titel sind große Titel. Die alten Titel,  
die so hoch in der Cultur standen,

vid. Gesneri: De antiqua honestate asi-  
norum. (In comment. Goetting. T. II. p.  
32.)

sie würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie  
hörten, wie man von ihren Nachkommen spricht.  
Einst war „Titel“ ein Ehrenname — bedeutete  
so viel wie jetzt „Hofrath,“ „Baron,“ „Doctor  
Philosophiae“ — Jakob vergleicht damit seinen  
Sohn Isaschar, Homer vergleicht damit seinen  
Helden Ajax, und jetzt vergleicht man damit den  
Herrn v. ....! Madame, bei Gelegenheit  
solcher Titel könnte ich mich tief in die Literatur-  
geschichte versenken, ich könnte alle große Männer  
citiren, die verlobt gewesen sind, z. B. den Abe-  
lardum, Pleum Mirandulanum, Bordonum, Cur-  
tesium, Angelum Politianum, Raymundum Lußum  
und Henricum Heineum. Bei Gelegenheit der  
Liebe könnte ich wieder alle große Männer citiren,  
die keinen Tabak geraucht haben, z. B. Cicero,  
Justinian, Göthe, Hugo, Ich — zufällig sind wir  
alle fünf auch so halb und halb Juristen. Ma-  
billon konnte nicht einmal den Rauch einer fremden  
Pfeife vertragen, in seinem Itinere germanico  
klagt er, in Hinsicht der deutschen Wirthshäuser:  
„quod molestus ipsi fuerit tabaci grave olen-  
tis foetor“. Dagegen wird andern großen Män-  
nern eine Vorliebe für den Tabak zugeschrieben.  
Raphael Thorus hat einen Hymnus auf den Tabak

gedichtet — Madame, Sie wissen vielleicht noch nicht, daß ihn Isaaß Elfeveius Anno 1628 zu Leyden in Quart herausgegeben hat — und Lubovicus Kinschot hat eine Vorrede in Versen dazu geschrieben. Grävius hat sogar ein Sonett auf den Tabak gemacht. Auch der große Vohhornius liebte den Tabak. Bayle, in seinem Dict. hist. et critiq. meldet von ihm, er habe sich sagen lassen, daß der große Vohhornius beim Rauchen einen großen Hut mit einem Loch im Borderrand getragen, in welches er oft die Pfeife gesteckt, damit sie ihn in seinen Studien nicht hindere — Apropos, bei Erwähnung des großen Vohhornius könnte ich auch all die großen Gelehrten citiren, die sich in's Vohhorn jagen ließen und davon stesfen. Ich verweise aber blos auf Joh. Georg Martius: De fuga literatorum etc. etc. etc. Wenn wir die Geschichte durchgehen, Madame, so haben alle großen Männer einmal in ihrem Leben davon laufen müssen: — Loth, Tarquinius, Moses, Jupiter, Frau von Staël, Nebukadnezar, Benjowsky, Mahomet, die ganze preußische Armee, Gregor VII., Rabbi Sischak Abarbanel, Rousseau — ich könnte noch sehr viele Namen anführen, z. B. die, welche an der Börse auf dem schwarzen Brete verzeichnet sind.

---

Auf einem Nasenvorsprung, unter einem breiten Lorbeerbaume, saß Syaginthos, der Diener des

Marfese, und neben ihm Apollo, dessen Hund. Letzterer stand vielmehr indem er die Vorderpfoten auf die Scharlachntee des kleinen Mannes gelegt hatte, und neugierig zusah, wie dieser, eine Schreibtafel in den Händen haltend, dann und wann etwas hineinschrieb, wehmüthig vor sich hinlächelte, das Köpfschen schüttelte, tief seufzte und sich dann vergnügt die Nase puzte.

Was Henker, rief ich ihm entgegen, Sirsch Hyazinthos! machst du Gedichte? Nun, die Zeichen sind günstig, Apollo steht dir zur Seite und der Lorbeer hängt schon über deinem Haupte!

Aber ich that dem armen Schelme Unrecht. Liebreich antwortete er: Gedichte? Nein, ich bin ein Freund von Gedichten, aber ich schreibe doch keine. Was sollte ich schreiben? Ich hatte eben nichts zu thun, und zu meinem Vergnügen machte ich mir eine Liste von den Namen derjenigen Freunde, die einst in meiner Collecte gespielt haben. Einige davon sind mir sogar noch etwas schuldig. — Glauben Sie nur nicht, Herr Doctor, ich wollte Sie mahnen — das hat Zeit — Sie sind mir gut. Hätten Sie nur zuletzt 1365 statt 1364 gespielt, so wären Sie jetzt ein Mann von hundert tausend Mark Banco, und brauchten nicht hier herumzulaufen, und könnten ruhig in Hamburg sitzen, ruhig und vergnügt, und könnten sich auf dem Sopha erzählen lassen, wie es in Italien aussieht. So wahr mir Gott helfe! ich wäre nicht hergeredet, hätte ich es nicht Herrn Gumpel zu Liebe gethan,

Ich, wie viel Hiß' und Gefahr und Müdigkeit muß ich ausstehen, und wo nur eine Ueberspannung ist oder eine Schwärmerei, ist auch Herr Gumpel dabei, und ich muß alles mitmachen. Ich wäre schon längst von ihm gegangen, wenn er mich missen könnte. Denn wer soll nachher zu Hause erzählen, wie viel Ehre und Bildung er in der Fremde genossen? Und soll ich die Wahrheit sagen, ich selbst fang' an, viel auf Bildung zu geben. In Hamburg habe ich sie Gottlob nicht nöthig; aber man kann nicht wissen, man kommt einmal nach einem anderen Ort. Es ist eine ganz andere Welt jetzt. Und man hat Recht; so ein Bißchen Bildung ziert den ganzen Menschen. Und welche Ehre hat man davon! Lady Mayfield zum Beispiel, wie hat sie mich diesen Morgen aufgenommen und honorirt! Ganz parallel wie ihres Gleichen. Und sie gab mir einen Francesconi Trinkgeld, obschon die Blume nur fünf Paoli gekostet hatte. Außerdem ist es auch ein Vergnügen, wenn man den kleinen weißen Fuß von schönen Damenpersonen in Händen hat.

Ich war nicht wenig betreten über diese letzte Bemerkung, und dachte gleich: ist das Stichelei? Wie konnte aber der Lump schon Kenntniß haben von dem Glücke, das mir erst denselben Tag begegnet, zu derselben Zeit, als er auf der entgegengesetzten Seite des Berges war? Gab's dort etwa eine ähnliche Scene und offenbaret sich darin die Ironie des großen Weltbühnendichters da dro-

ben, daß er vielleicht noch tausend solcher Scenen, die gleichzeitig eine die andere parodiren, zum Vergnügen der himmlischen Heerschaaren aufführen ließ? Indessen beide Vermuthungen waren ungegründet, denn nach langen wiederholten Fragen und nachdem ich das Versprechen geleistet, dem Markese nichts zu verrathen, gestand mir der arme Mensch: Lady Maxfeld habe noch zu Bette gelegen, als er ihr die Tulpe überreicht, in dem Augenblick, wo er seine schöne Anrede halten wollen, sei einer ihrer Füße nackt zum Vorschein gekommen, und da er Hühneraugen daran bemerkt, habe er gleich um die Erlaubniß gebeten, sie ausschneiden zu dürfen, welches auch gestattet und nachher, zugleich für die Ueberreichung der Tulpe, mit einem Francesconi belohnt worden sei.

Es ist mir aber immer nur um die Ehre zu thun — setzte Hyacinth hinzu — und das habe ich auch dem Baron Rothschild gesagt, als ich die Ehre hatte, ihm die Hühneraugen zu schneiden. Es geschah in seinem Kabinet; er saß dabei auf seinem grünen Sessel, wie auf einem Thron, sprach wie ein König, um ihn herum standen seine Courtiers, und er gab seine Ordres und schickte Stafetten an alle Könige; und wie ich ihm während dessen die Hühneraugen schnitt, dacht' ich im Herzen: du hast jetzt in Händen den Fuß des Mannes, der selbst jetzt die ganze Welt in Händen hat, du bist jetzt ebenfalls ein wichtiger Mensch, schneidest du ihn unten ein Bißchen zu scharf, so wird er verdrieß-

Ich, und schneidet oben die größten Könige noch ärger. — Es war der glücklichste Moment meines Lebens!

Ich kann mir dieses schöne Gefühl vorstellen, Herr Hyacinth. Welchen aber von der Rothschild'schen Dynastie haben Sie solchermaßen amputirt? War es etwa der hochherzige Britte, der Mann in Lombardstreet, der ein Leihhaus für Kaiser und Könige errichtet hat?

Versteht sich, Herr Doctor, ich meine den großen Rothschild, den großen Nathan Rothschild, Nathan den Weisen, bei dem der Kaiser von Brasilien seine diamantene Krone versetzt hat. Aber ich habe auch die Ehre gehabt, den Baron Salomon Rothschild in Frankfurt kennen zu lernen, und wenn ich mich auch nicht seines intimen Fußes zu erfreuen hatte, so wußte er mich doch zu schätzen. Als der Herr Marlese zu ihm sagte, ich sey ein Mal Lotteriekollekteur gewesen, sagte der Baron sehr wichtig: ich bin ja selbst so etwas, ich bin ja der Oberkollekteur der Rothschild'schen Loose, und mein Kollege darf bei Leibe nicht mit den Bedienten essen; er soll neben mir bei Tische sitzen; — und so wahr wie mir Gott alles Gute geben soll, Herr Doctor, ich saß neben Salomon Rothschild, und er behandelte mich ganz wie seines Gleichen, ganz famillionär. Ich war auch bei ihm auf dem berühmten Kinderball, der in der Zeitung gestanden. So viel Pracht bekomme ich mein Lebtag nicht mehr zu sehen. Ich bin doch auch in Hamburg auf

einem Ball gewesen, der 1500 Mark und 8 Schilling kostete, aber das war doch nur wie ein Hühnerbrecken gegen einen Mißhaufen. Wie viel Gold und Silber und Diamanten habe ich dort gesehen! Wie viel Sterne und Orden! Den Falkenorden, das goldne Vlies, den Löwenorden, den Adlerorden — sogar ein ganz klein Kind, ich sage Ihnen, ein ganz klein Kind trug einen Elefantenorden. Die Kinder waren gar schön maskirt und spielten Nalobe, und waren angezogen wie die Könige, mit Kronen auf den Köpfen, ein großer Junge aber war angezogen präcise wie der alte Nathan Rothschild. Er machte seine Sache sehr gut, hatte beide Hände in der Hosentasche, klimperte mit Geld, schüttelte sich verdriesslich, wenn einer von den kleinen Königen was geborgt haben wollte, und nur dem kleinen mit dem weißen Rock und den rothen Hosen streichelte er freundlich die Backen und lobte ihn: du bist mein Plaisir, mein Liebling, mein' Pracht, aber dein Vetter Michel soll mir vom Leib' bleiben, ich werde diesem Narren nichts borgen, der täglich mehr Menschen ausgibt, als er jährlich zu verzehren hat, es kommt durch ihn noch ein Unglück in die Welt, und mein Geschäft wird darunter leiden. So wahr mir Gott alles Gute gebe, der Junge machte seine Sache sehr gut, besonders wenn er das dicke Kind, das in weißen Atlas mit ächten silbernen Kissen gewickelt war, im Gehen unterstützte und bisweilen zu ihm sagte: na, na, du, du, süßr' dich nur gut

auf, ernähr' dich redlich, sorg', daß du nicht wieder weggesagt wirst, damit ich nicht mein Geld verliere. Ich versichere Sie, Herr Doctor, es war ein Vergnügen, den Jungen zu hören; und auch die anderen Kinder, lauter liebe Kinder, machten ihre Sache sehr gut — bis ihnen Kuchen gebracht wurde, und sie sich um das beste Stück stritten, und sich die Kronen vom Kopf rissen, und schreien und weinten, und einige sich sogar — —

Die Ehrlichkeit — fuhr Hyacinth fort, während der Markese weiter deklamirte, ohne unserer zu achten, — ganz versunken in Gefühl — die Ehrlichkeit, Herr Doctor, ist die Hauptsache, und wer kein ehrlicher Mann ist, den betrachte ich wie einen Spitzbuben, und wen ich wie einen Spitzbuben betrachte, von dem kaufe ich nichts, von dem lese ich nichts, kurz ich mache kein Geschäft mit ihm. Ich bin ein Mann, Herr Doctor, der sich auf nichts etwas einbildet, wenn ich mir aber etwas einbilden wollte auf etwas, so würde ich mir etwas darauf einbilden, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Ich will Ihnen einen edlen Zug von mir erzählen, und Sie werden staunen — ich sag' Ihnen, Sie werden staunen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Da wohnt ein Mann in Hamburg auf dem Speersort, und der ist ein Krautkrämer und heißt Klöychen, das heißt, ich heiße den Mann Klöychen,

weil wir gute Freunde sind, sonst heißt der Mann Herr Klotz. Auch seine Frau muß man Madame Klotz nennen, und sie hat nie leiden können, daß ihr Mann bei mir spielte, und wenn ihr Mann bei mir spielen wollte, so durfte ich mit dem Lotterieloos nicht zu ihm in's Haus kommen, und er sagte mir immer auf der Straße: die und die Nummer will ich bei dir spielen und hier hast du das Geld, Hirsch! Und ich sagte dann: gut, Klötzchen! Und kam ich nach Hause, so legte ich die Nummer kouvertiert für ihn aparte, und schrieb auf das Kouvert mit deutschen Buchstaben: für Rechnung des Herrn Christian Heinrich Klotz. Und nun hören Sie und schauen Sie: Es war ein schöner Frühlingstag, und die Bäume an der Börse waren grün, und die Zephyrlüfte waren angenehm, und die Sonne glänzte am Himmel, und ich stand an der Hamburger Bank. Da kommt Klötzchen, mein Klötzchen, und hat am Arm seine dicke Madame Klotz, und grüßt mich zuerst, und spricht von der Frühlingspracht Gottes, macht auch einige patriotische Bemerkungen über das Bürgermilitär, und er fragt mich wie die Geschäfte gehen, und ich erzähle ihm, daß vor einigen Stunden wieder einer am Branger gestanden, und so im Gespräch sagt er mir: gestern Nacht habe ich geträumt, Numero 1538 wird als das große Loos herauskommen — und in demselben Moment, während Madame Klotz die Kaiserstatisten vor dem Rathhaus betrachtet, drückt er mir dreizehn voll

wichtige Stück Louisd'or in die Hand — ich meine, ich fühle sie noch jetzt — und ehe Madame Klotz sich wieder herumdreht, sag' ich: gut, Klötzchen! und gebe weg. Und ich gehe directement, ohne mich umzusehen, nach der Hauptkassette und hole mir Nummero 1538, und souverire sie, sobald ich nach Hause komme, und schreibe auf das Kouvert: für Rechnung des Herrn Christian Heinrich Klotz. Und was thut Gott? Bierzehn Tage nachher, um meine Ehrlichkeit auf die Probe zu stellen, läßt er Nummero 1538 herauskommen mit einem Gewinn von 50,000 Mark. Was thut aber Hirsch, derselbe Hirsch, der jetzt vor Ihnen steht? Dieser Hirsch zieht ein reines, weißes Oberhemdchen und ein reines weißes Halsstück an, und nimmt sich eine Droschke, und holt sich bei der Hauptkassette seine 50,000 Mark und fährt damit nach dem Speersort. — Und wie mich Klötzchen sieht, fragt er: Hirsch, warum bist du heut' so gepußt? Ich aber antwortete kein Wort, und setze einen großen Ueberraschungbeutel mit Gold auf den Tisch, und rede ganz feierlich: Herr Christian Heinrich Klotz! die Nummero 1538, die Sie so gütig waren bei mir zu bestellen, hat das Glück gehabt, 50,000 Mark zu gewinnen, in diesem Beutel habe ich die Ehre, Ihnen das Geld zu präsentiren, und ich bin so frei, mir eine Danksagung auszubitten! Wie Klötzchen das hört, fängt er an zu weinen, wie Madame Klotz die Geschichte hört, fängt sie an zu weinen, die rothe Magd weint, der krumme Ladendiener

weint, die Kinder weinen, und ich? ein Nahrungsmensch, wie ich bin, konnte ich doch nicht weinen, und fiel erst in Ohnmacht, und erst nachher kamen mir die Thränen aus den Augen wie ein Wasserbach, und ich weinte drei Stunden.

Die Stimme des kleinen Menschen bebte, als er dieses erzählte, und feterlich zog er ein schon erwähntes Päckchen aus der Tasche, wickelte davon den schon verblichnen Rosataffet, und zeigte mir den Schein, worin Christian Heinrich Klop den richtigen Empfang der 50,000 Mark quittirte. Wenn ich sterbe — sprach Hyacinth, eine Thräne im Auge — soll man mir diese Quittung mit in's Grab legen, und wenn ich einst dort oben, am Tage des Gerichts, Rechenschaft geben muß von meinen Thaten, dann werde ich mit dieser Quittung in der Hand vor den Stuhl der Allmacht treten, und wenn mein böser Engel die bösen Handlungen, die ich auf dieser Welt begangen habe, vorgelesen, und mein guter Engel auch die Liste von meinen guten Handlungen ablesen will, dann sag' ich ruhig: Schweig! — ich will nur wissen, ist diese Quittung richtig? ist das die Handschrift von Christian Heinrich Klop? Dann kommt ein ganz kleiner Engel herangeflogen und sagt, er kenne ganz genau Klöpchens Handschrift, und er erzählt zugleich die merkwürdige Geschichte von der Ehrlichkeit, die ich einmal begangen habe. Der Schöpfer der Ewigkeit aber, der Allwissende,  
 Seine.

der Alles weiß, erinnert sich an diese Geschichte, und er lobt mich in Gegenwart von Sonne, Mond und Sterne, und berechnet gleich im Kopf, daß, wenn meine bösen Handlungen von 50.000 Mark Ehrlichkeit abgezogen werden, mir noch ein Saldo zu gut kommt, und er sagt dann: Hirsch! ich ernenne dich zum Engel erster Klasse, und du darfst Flügel tragen mit roth und weißen Federn.

Das Befahren der zwei vorzüglichsten Claufthaler Gruben, der „Dorothea“ und „Carolina,“ fand ich sehr interessant und ich muß ausführlich davon erzählen. Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwei großen schwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Diese tragen dunkle, gewöhnlich stahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hosen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgekappter Kegels. In eine solche Tracht, bloß ohne Hinterleder wird der Besuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er sein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Oeffnung, die wie ein Kaminsogloch aussieht, steigt bis an die Brust hinab, gibt Regeln, wie man sich an den Leitern festzuhalten habe, und bittet angstlos zu folgen.

Die Sache selbst ist nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwerkswejen versteht. Es gibt schon eine eigene Empfindung, daß man sich ausziehen und die dunkle Delinquententracht anziehen muß. Und nun soll man auf allen Vieren hinab klettern, und das dunkle Loch ist so dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter sein mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die schwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter ist, sondern daß es mehrere von funfzehn bis zwanzig Sprossen sind, deren jede auf ein kleines Bret führt, worauf man stehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerst in die Carolina gestiegen. Das ist die schmutzigste und unerfreulichste Carolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leitersprossen sind kothignas, und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieser behauptet immer, es sey gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an die Sprossen halten, und nicht nach den Füßen sehen und nicht schwindlich werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbret treten, wo jetzt das schnurrende Tonnenfell heraufgeht, und wo vor vierzehn Tagen ein unvorsichtiger Mensch hinuntergestürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten ist ein verworrenes Krauschen und Summen, man stößt beständig an Balken und Seile, die in Bewegung sind, um die Tonnen mit geklopften Erzen, oder das hervorges-

finterte Wasser herauf zu winden. Zuweilen ge-  
 langt man auch in durchgebauene Gänge, Stol-  
 len genannt, wo man das Erz wachsen sieht, und  
 wo der einsame Bergmann den ganzen Tag sitzt  
 und mühsam mit dem Hammer die Erzstücke aus  
 der Wand heraus Kopft. Bis in die unterste  
 Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, schon hören  
 kann, wie die Leute in Amerika „Hurrah La-  
 fayette!“ schreien, bin ich nicht gekommen; unter  
 uns gesagt, dort, bis wohin ich kam, schien es mir  
 bereits tief genug: — immerwährendes Brausen  
 und Säusen, unheimliche Maschinen-Bewegung,  
 unterirdisches Quellen-Geriesel, von allen Seiten  
 herabtriefendes Wasser, qualmig aufsteigende Erd-  
 bünste, und das Grubenlicht immer bleicher binein-  
 flimmernd in die einsame Nacht. Wirklich, es  
 war betäubend, das Athmen wurde mir schwer,  
 und mit Mühe hielt ich mich an den glitscherigen  
 Leitersprossen. Ich habe keinen Anflug von so ge-  
 nannter Angst empfunden, aber, seltsam genug, dort  
 unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im  
 vorigen Jahr, ungefähr um dieselbe Zeit, einen  
 Sturm auf der Nordsee erlebte, und ich meinte  
 jetzt, es sey doch eigentlich recht traulich angenehm,  
 wenn das Schiff hin und her schaukelt, die Winde  
 ihre Trompeter-Stückchen losblasen, zwischen drein  
 der lustige Matrosen-Lärmen erschallt, und Alles  
 frisch überschauert wird von Gottes lieber, freier  
 Luft. Ja Luft! — Nach Luft schnappend, stieg ich  
 einige Duzend Leitern wieder in die Höhe, und

mein Steiger führte mich durch einen schmalen, sehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier ist es luftiger und frischer, und die Leitern sind reiner, aber auch länger und steiler, als in der Carolina. Hier wurde mir auch besser zu Muth, besonders da ich wieder Spuren lebendiger Menschen wahrte. In der Tiefe zeigten sich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe, mit dem Grusse „Glück auf!“ und mit demselben Wiedergrusse von unserer Seite stiegen sie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthselhafte Erinnerung, trafen mich, mit ihren tiefinnig klaren Blicken, die ernstfrommen, etwas blassen, und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Gesichter dieser, theils jungen, theils alten Männer, die in ihren dunkeln, einsamen Bergschächten den ganzen Tag gearbeitet hatten, und sich jetzt hinaufsehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone selbst war eine kreuzehrliche, pudeldeutsche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stelle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit seinem ganzen Gefolge gespeist hat, und wo noch der lange hölzerne Speisetisch steht, so wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog gesessen. Dieser bleibe zum ewigen Andenken stehen, sagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er:

wie viele Festlichkeiten damals statt gefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert gewesen, wie ein Bergknappe die Flöte gespielt und gesungen, wie der vergnügte, liebe, dicke Herzog sehr viele Gesundheiten ausge-trunken habe, und wie viele Bergleute, und er selbst ganz besonders, sich gern würden todtschlagen lassen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich sehe, wie sich dieses Gefühl der Unterthanstreue in seinen einfachen Naturlauten ausspricht. Es ist ein so schönes Gefühl! Und es ist ein so wahrhaft deutsches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter sein, und witziger und ergötzlicher, aber keines ist so treu, wie das treue deutsche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue so alt ist, wie die Welt, so würde ich glauben, ein deutsches Herz habe sie erfunden. Deutsche Treue! sie ist keine moderne Adressen-Floskel. An Euren Höfen, Ihr deutschen Fürsten, sollte man singen und wieder singen das Lied vom getreuen Eckart und vom bösen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten lassen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueste Volk, und Ihr irrt, wenn Ihr glaubt: der alte, verständige, treue Hund sei plötzlich toll geworden, und schnappe nach Euren geheiligten Waden.

Wie die deutsche Treue, hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker, still und

sicher geleitet durch das Labyrinth der Schächten und Stollen; wir stiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht strahlte — Glück auf!

Ach, die große Woche von Paris! Der Freiheitsmuth, der von dort herüberwehte nach Deutschland, hat freilich hie und da die Nachtlichter umgeworfen, so daß die rothen Gardinen an einigen Thronen in Brand geriethen, und die goldenen Kronen heiß wurden unter den lodernnden Schlafmützen; — aber die alten Häscher, denen die Reichspolizei anvertraut, schleppen schon die Lösch-eimer herbei, und schnüffeln jetzt um so wachsam, und schmieden um so fester die heimlichen Ketten, und ich merke schon, unsichtbar wölbt sich eine noch dichtere Kerkermauer um das deutsche Volk.

Armes, gefangenes Volk! verzage nicht in deiner Noth. — O, daß ich Katapulta sprechen könnte! O, daß ich Falarika hervorschießen könnte aus meinem Herzen!

Von meinem Herzen schmilzt die vornehme Eiarinde, eine seltsame Wehmuth beschleicht mich — ist es Liebe und gar Liebe für das deutsche Volk? Oder ist es Krankheit? — meine Seele hebt, und es brennt mir im Auge, und das ist ein ungünstiger Zustand für einen Schriftsteller, der den Stoff beherrschen und hübsch objektiv bleiben

soll, wie es die Kunstschule verlangt, und wie es auch Göthe gethan — er ist achtzig Jahre dabei alt geworden, und Minister und wohlhabend — armes deutsches Volk! das ist dein größter Mann!

Es fehlen mir noch einige Oktavseiten, und ich will deshalb noch eine Geschichte erzählen — sie schwebt mir schon seit gestern im Sinne — es ist eine Geschichte aus dem Leben Karls V. Doch ist es schon lange her, seit ich sie vernahm, und ich weiß die besonderen Umstände nicht mehr ganz genau. So was vergißt sich leicht, wenn man kein bestimmtes Gehalt dafür bezieht, daß man die alten Geschichten alle halbe Jahre vom Hefte abliest. Was ist aber auch daran gelegen, wenn man die Ortsnamen und Jahrzahlen der Geschichten vergessen hat; wenn wir nur ihre innere Bedeutung, ihre Moral im Gedächtnisse behalten. Diese ist es eigentlich, die mir im Sinne klingt und mich wehmüthig bis zu Thränen stimmt. Ich fürchte, ich werde krank.

Der arme Kaiser war von seinen Feinden gefangen genommen und saß in schwerer Haft. Ich glaube, es war in Tyrol. Da saß er, in einsamer Betrübniß, verlassen von allen seinen Rittern und Höflingen, und keiner kam ihm zu Hülfe. Ich weiß nicht, ob er schon damals jenes käsebleiche Gesicht hatte, wie es auf den Bildern von Holbein absonterseit ist. Aber die menschenverachtende Unterlippe trat gewiß noch gewaltfamer hervor, als auf jenen Bildern. Mußte er doch die Leute

verachten, die, im Sonnenschein des Glückes, ihn so ergeben umwedelt, und ihn jetzt allein ließen in dunkler Noth. Da öffnete sich plötzlich die Kerkerthüre, und herein trat ein verhüllter Mann, und wie dieser den Mantel zurückschlug, erkannte der Kaiser seinen treuen Kuz von der Rosen, den Hofnarren. Dieser brachte ihm Trost und Rath, und es war der Hofnarr.

O, deutsches Vaterland! theures deutsches Volk! ich bin dein Kuz von der Rosen. Der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil und der dich nur belustigen sollte in guten Tagen, er dringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein starkes Scepter und die schöne Krone — erkennst du mich nicht, mein Kaiser? Wenn ich dich nicht befreien kann, so will ich dich wenigstens trösten, und du sollst Jemanden um dir haben, der mit dir schwätzt über die bedränglichste Drangsal, und dir Muth einspricht und dich lieb hat, und dessen bester Spas und bestes Blut zu deinen Diensten steht. Denn du, mein Volk, bist der wahre Kaiser, der wahre Herr der Lande — dein Wille ist souverain und viel legitimer als jenes purpurne *Tel est notre plaisir*, das sich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr, als die Salbadereien geschorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, ist die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Fesseln danieder liegst, so siegt doch am Ende dein

gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiser, die Nacht ist vorüber und draußen glüht das Morgenroth.

Kunz von der Rosen, mein Narr, du irrst dich, ein blankes Beil hältst du vielleicht für eine Sonne, und das Morgenroth ist nichts als Blut.

Nein, mein Kaiser, es ist die Sonne, obgleich sie im Westen hervorsteigt — seit sechstausend Jahren sah man sie immer aufgehen im Osten, da wird es wohl Zeit, daß sie 'mal eine Veränderung vornehme in ihrem Lauf.

Kunz von der Rosen, mein Narr, du hast ja die Schellen verloren von deiner rothen Mütze, und sie hat jetzt so ein seltsames Ansehen, die rothe Mütze.

Ach, mein Kaiser, ich habe ob Eurer Noth so wüthend ernsthaft den Kopf geschüttelt, daß die närrischen Schellen abfielen von der Mütze; sie ist aber darum nicht schlechter geworden.

Kunz von der Rosen, mein Narr, was bricht und kracht da draußen?

Seid still! das ist die Säge und die Zimmermannsaxt, und bald brechen zusammen die Pforten Eures Kerkers, und ihr seid frei, mein Kaiser!

Bin ich denn wirklich Kaiser? Ach, es ist ja der Narr, der es mir sagt!

O, seufzet nicht, mein lieber Herr, die Kerker-  
Luft macht Euch so verzagt: wenn Ihr erst wieder  
Eure Macht errungen, süßet Ihr auch wieder das  
süßne Kaiserblut in Euren Adern, und Ihr seid  
stolz wie ein Kaiser, und übermüthig, und gnädig,  
und ungerecht, und lächelnd, und undankbar, wie  
Fürsten sind.

Kunz von der Rosen, mein Narr, wenn  
ich wieder frei werde, was willst du dann an-  
fangen?

Ich will mir dann neue Schellen an meine  
Müße nähen.